

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

22. Jahrgang • Nr. 85 • Juni 2010



S O M M E R 5 7 7 0

Inhaltsverzeichnis

Die Beth - Yaakov - Synagoge in Genf Tina WALZER	Seite 2
Spontane Empörung – in Rekordzeit Reaktionen auf die Tragödie vor der Küste von Gaza Ernst SMOLE	Seite 5
David - Stern - Schnuppen: Budapester Denkmäler Charles E. RITTERBAND	Seite 6
Mein jüdisches Genf Der Schweizer Autor Roger Reiss im Gespräch Tina WALZER	Seite 6-8
Papst Pius XII. und die Juden Wolfgang BENZ	Seite 12-13
Ungarn in der völkischen Sackgasse Karl PFEIFER	Seite 14-15
The King of Glass, Mirror, and Metal on Good Sets Der Filmarchitekt und Interieur Designer Heinz Fenchel (1906–1988) Ines SONDER	Seite 16-18
Mehr als eine Vorlage Hugo von Hofmannsthal in der Welt der Sefarden Michael HALÉVY	Seite 20-21
Wir sind vielleicht die Letzten Begegnungen in Lemberg Christoph KONRATH	Seite 24-26
Jüdische Gemeinden im alpinen Grenzgebiet Vorarlberg – Südtirol – Liechtenstein - Schweiz, Teil 1 Gerhard SALINGER	Seite 27-29
Die Überwindung der Geschichte Wiener jüdische und nichtjüdische Initiativen als Schritt in die Zukunft Tina WALZER	Seite 30-31
Spuren des jüdischen Wien Die Schule des Israelitischen Mädchenunterstützungs- vereines in der Rossau Ursula PROKOP	Seite 32-34
Ein jüdischer Friedhof erhält Unterstützung vom Stift Klosterneuburg Tina WALZER	Seite 36
Buchrezensionen	Seite 37-43

Contents

The Beth Yaakov Synagogue, Geneva Tina WALZER	Page 2
Spontaneous Indignation – In Record Time Reactions to the tragedy off the coast of Gaza Ernst SMOLE	Page 5
Budapest: Past Monuments, Future Warning Charles E. RITTERBAND	Page 6
My Jewish Geneva An interview with the Swiss author Roger Reiss Tina WALZER	Pages 6-8
Pope Pius XII and the Jews Wolfgang BENZ	Pages 12-13
Hungary in a Racist Cul-de-sac Karl PFEIFER	Pages 14-15
The King of Glass, Mirror, and Metal on Good Sets Heinz Fenchel (1906–1988), Production and Interior Designer Ines SONDER	Pages 16-18
More Than a Model Hugo von Hofmannsthal in the World of the Sephardim Michael HALÉVY	Pages 20-21
We Are Perhaps the Last Meetings in Lemberg Christoph KONRATH	Pages 24-26
Jewish Communities in the Alpine Borderlands Vorarlberg, South Tyrol, Liechtenstein, and Switzerland, Part 1 Gerhard SALINGER	Pages 27-29
Surmounting History Jewish and Non-Jewish Initiatives in Vienna as a Step into the Future Tina WALZER	Pages 30-31
Traces of Jewish Vienna The School of the Jewish Girls' Foundation in the Ros- sau Parish, Vienna Ursula PROKOP	Pages 32-34
A Jewish Cemetery Receives Support from the Klosterneuburg Monastery Tina WALZER	Page 36
Book Review Pages	Pages 37-43



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

Die ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen angenehme und
geruhsame Sommertage.

**Bei der am 27. Mai 2010 stattgefundenen
Kultusvorstandswahl und der
anschließend stattgefundenen Wahl des
Präsidenten und des Vizepräsidenten
wurden für die Dauer von 3 Jahren
folgende Personen gewählt:**

Präsident: Frau Mag.a Dr.in Ruth Yu-Szammer,
Vizepräsident: Hofrat Dr. Heinz D.
Anderwald,
Kultusräte: Frau Mag.a Sandra Bellei,
Herr Feridoun Djavaid, Frau Karen Y. Engel,
Herr Dr. Luka Girardi,
Herr Univ.-Prof. Dr. Peter Scheer.

Budapester Denkmäler

 Charles E. Ritterband

Kaum eine Stadt der Welt verfügt über so viele Denkmäler wie Budapest. Ja, man dürfte kaum fehl gehen in der Annahme, dass weit mehr bedeutende Männer (kaum Frauen) von ihren steinernen und bronzenen Sockeln auf die endlos langen Boulevards oder die prächtigen Plätze der Donaumetropole blicken als anderswo, etwa in Paris, Madrid, London, New York.

Um das neugotische Parlamentsgebäude an der Donau, eine masstabgetreue – wenn auch vier Meter längere – Kopie des Parlaments von *Westminster* an der Themse gruppieren sich die Exponenten der ungarischen Unabhängigkeitskämpfe neben Grössen der ungarischen Literatur: Von Ferenc II. Rákóczi über Sándor Petöfi, Lajos Kossuth, Attila József bis hin zu Imre Nagy. Vor den Kolonnaden des Millennium-Denkmal am *Heldenplatz* sind die Heroen der frühen ungarischen Geschichte aufgereiht. Unweit davon, im *Stadtwäldchen*, findet sich ein bemerkenswertes Denkmal für einen Mann ohne Gesicht; eine sitzende Figur mit verhülltem Antlitz soll an jenen anonymen Geschichtsschreiber erinnern, der im 12. Jahrhundert die erste ungarische Chronik, die *Gesta Hungarorum*, niederschrieb.

Mindestens so skurril ist der *Memento Park* an der Peripherie Budapests, wo 42 Skulpturen aus verschiedenen Phasen des „Sozialistischen Realismus“ zusammengetragen und mehr oder weniger sinnstiftend aufgestellt wurden – Personifizierungen einer lichten Zukunft, nach der Wende 1989 als unerwünschte Symbole einer überwundenen Ära abmontiert und zunächst in Depots dem Vergessen anheim gegeben.

Sie sind kaum zu zählen, die steinernen, eisernen und bronzenen Helden der ungarischen Geschichte, mit ihrem Pathos und ihren mannhaften Gesten – vor manchen liegen Kränze, andere wurden immer wieder zu Sammelpunkten politischer Bewegungen, doch ihr Anblick vermag heutzutage wohl kaum jemanden wirklich zu erschüttern.

Ganz anders jene ungewöhnliche Gedenkstätte unmittelbar an der Donau, nahe dem Parlamentsgebäude: Auf dem Quai, hart am Ufer, sind dort paarweise Schuhe aufgereiht – Schuhe von Männern, Frauen, auch von Kindern. Es sind keine Schuhe aus Leder: sie sind zu Bronze erstarrt. Und sie sind nicht ordentlich aufgereiht, ein Schuh neben dem anderen. Vielmehr scheint es, dass diese Schuhe hastig von den Füßen geschüttelt und

achtlos hingeworfen wurden. Nach Panik sehen sie aus, diese fluchtartig von ihren Füßen verlassenen Schuhe, nach Gewalt. Die Schuhe sind geblieben. Wo sind die Menschen, die sie einst trugen? Die Schuhe, am Rande des Flusses – die Menschen, im Fluss. In einigen der bronzenen Schuhe welken Blumensträuße.

Im Oktober 1944 verübten hier die faschistischen *Pfeilkreuzler* einen der brutalsten Massenmorde der *Shoah*: Tausende, zehntausende ungarische Juden wurden am Ufer der Donau zusammengetrieben und erschossen. Ihre Leichen schwammen stromabwärts.

April 2010: die rechtsextreme Kleinpartei *Jobbik* („*Jobbik Magyarorszáért*“ – „Bewegung für ein besseres Ungarn“), vor einem Jahr noch eine marginale Gruppierung mit einer Anhängerschaft von knapp zwei Prozent, überwindet in den ungarischen Parlamentswahlen nicht nur die Fünfprozenthürde, sie zieht mit knapp 17 Prozent der Wählerstimmen als drittstärkste Partei ins Abgeordnetenhaus ein.

Jobbik unterhält als einzige rechtsextreme Partei Europas eine paramilitärische Truppe, die *Ungarische Garde*,



Das Denkmal für die im Oktober 1944 am Ufer der Donau ermordeten Budapester Juden. Foto: cer.

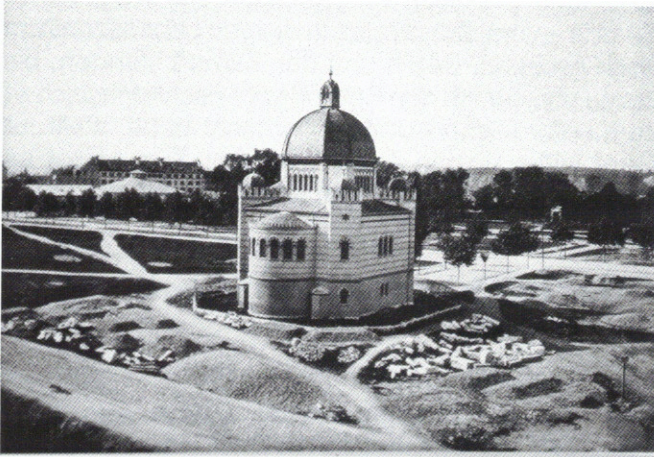
deren schwarze Uniformen an die mörderischen *Pfeilkreuzler* erinnern. Hass wird nicht nur gegen die rund 600.000 ungarischen Roma gepredigt – unverhohlen sind von Exponenten der *Jobbik* (aber nicht nur von diesen) antisemitische Anspielungen, ja wahre Hetzreden zu vernehmen. In der Wahlabschluss-Versammlung der *Jobbik* in Budapest wurden die Opfer der *Shoah* vom Rednerpult und im Publikum gleichermaßen verhöhnt. Und Wahlplakate wurden mit Davidsternen beschmiert. Zwar handelte es sich bei den auf solchen Plakaten abgebildeten Poli-

tikern keineswegs um Juden – die Vorfälle aber zeigen, wie das Wort „Jude“ in Ungarn inzwischen als gängiges Schimpfwort missbraucht wird, wie jüdische Symbole als Signale des Hasses verwendet werden.

Der Oberrabbiner von Budapest, Robert Fröhlich, antwortet auf die Frage, ob sich die etwa 100.000 ungarischen Juden nach dem Wahlsieg der *Jobbik* ebenso bedroht fühlten wie die Roma, mit einem knappen: „Noch nicht“. Er betont das Wort „noch“ – und berichtet, kürzlich, während des Pessach-Festes, seien Steine durch die (geschlossenen) Fenster einer jüdischen Familie geflogen. Die von den Betroffenen herbeigerufene Polizei habe allerdings lediglich mitgeteilt, sie könne hier leider nicht weiterhelfen – ausser die Familie davor zu warnen, sich in den Strassen durch ihre Kleidung als Juden zu erkennen zu geben.

So ist das erschütternde Denkmal am Ufer der Donau, das Denkmal für die Menschen, von denen nur die Schuhe übriggeblieben sind, mehr als eine Erinnerung an die Opfer jener Schreckenstaten. Es ist eine eindringliche Warnung – an die Nachkommen der Überlebenden. ■

errichten. Bald nachdem die Synagoge erbaut worden war, siedelten sich rund um sie protestantische Privatbanken an. Keine Juden, wohlgermerkt.



Aufnahme der **Grande Synagogue** kurz nach der Fertigstellung, um 1860. Peçon 1998. Aus: Ron Epstein: *Die Synagogen der Schweiz. Bauten zwischen Emanzipation, Assimilation und Akkulturation*. Zürich: Chronos Verlag 2008, mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

DAVID: Gab es, gibt es Privatbanken in jüdischem Besitz in Genf?

Reiss: Bis zum Zweiten Weltkrieg existierten tatsächlich keine jüdischen Banken hier, erst in den 50er Jahren kamen professionelle Bankiers, vor allem aus Syrien und dem Libanon, die sich in Genf niederliessen, und hier Banken gründeten. Heute sind das stolze, blühende Bankhäuser.

DAVID: Sie kennen das sefardische Milieu dieser Zuwanderer aus eigener Anschauung?

Reiss: Kaum bin ich im Jahr 1972 mit 28 Jahren in Genf angekommen, habe ich mich in eine Libanesin verliebt, ich bin also sehr eng mit diesem Milieu verbunden. Vom ersten Tag an musste ich meine geliebten Wienerschnitzel mit Sauerkraut und Wienerli gegen libanesischen Kost tauschen.

DAVID: Genf gilt als sefardische Gemeinde, diese Einschätzung scheint Ihren Ausführungen nach aber zu kurz zu greifen?

Reiss: Wie gesagt, in Genf lebte zunächst nur eine aschkenasische Gemeinde. Die ersten Sefarden kamen um 1900 aus dem Osmanischen Reich, und erst sehr spät, in den 1950er Jahren, kamen dann hunderte Familien, aufgrund der geänderten Lebensbedingungen in Nordafrika nach der Staatsgründung Israels – erst aus Tanger, dann, über Frankreich, weitere Familien aus den Maghrebstaaten. Sie sind sehr traditionell erzogen und viele besuchten jüdische Schulen. Der sefardische Einfluss wurde im Laufe der Jahre in Genf immer dominanter. Der Rabbiner, der Chazan, der Mohel, alle Gemeindefunktionäre sind mittlerweile Sefarden.

DAVID: Wieviele jüdische Gemeinden bestehen in Genf derzeit?

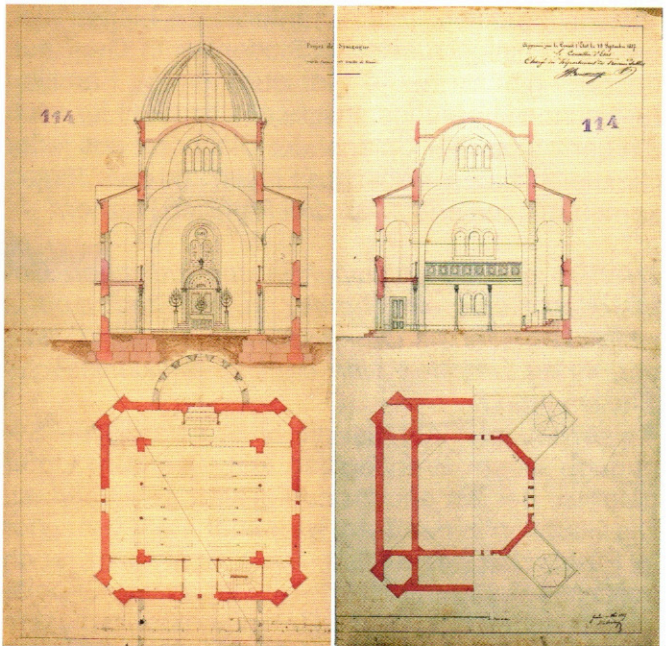
Reiss: Noch einmal zurück zur Geschichte, man

muss das verstehen, diese erstaunliche Entwicklung: Bis ins 19. Jahrhundert gab es nur die Elsässer Gemeinde. Dann wanderten einige kleinere Familien aus dem Osmanischen Reich zu, dies führte zur Gründung einer sefardischen Gemeinde. Im Jahre 1965 vereinigten sich diese beiden unter einer Einheitsgemeinde. Einige Jahre später sonderten sich die ‚Liberalen‘ ab und haben vor kurzem ihr eigenes, sehr modernes Gemeindezentrum errichtet. Schätzungsweise leben 6.000 Juden gegenwärtig in dieser Stadt und bilden, nach Zürich, die zweitgrösste jüdische Gemeinde der Schweiz.

DAVID: Welchen historischen Stellenwert hat im Vergleich zur jüngsten Einwanderungswelle die Beth-Yaakov-Synagoge?

Reiss: Das prachtvolle Gebäude wurde ursprünglich von 200 Familien errichtet, das heisst, eigentlich für 500 Personen geplant. Heute hat die Beth-Yaakov-Synagoge mit Ausnahme der Hohen Feiertage Mühe, tagtäglich einen Gottesdienst zu offerieren. Da die Juden nicht mehr mitten in der Stadt leben, bildeten sie in ihren Wohnbezirken mehrere Gebetshäuser, die relativ gut frequentiert sind.

DAVID: Was war der Grund für die Zuwanderung aus dem Libanon, und unterscheiden sich die libanesischen Familien von anderen in Genf?



Originalplan der Genfer Synagoge von Architekt Jean Henri Bachofen, 1857. Peçon 1998. Acm - EPFL Fonds Frédéric de Morsier Charles Weibel, dossier 164.04.032. Aus: Ron Epstein: *Die Synagogen der Schweiz. Bauten zwischen Emanzipation, Assimilation und Akkulturation*. Zürich: Chronos Verlag 2008, mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

Reiss: Nehmen Sie zum Beispiel meine Ehefrau, sie kam 1957 gemeinsam mit 300 weiteren Familien nach Genf, das waren Flüchtlinge vor den gewalttätigen Auseinandersetzungen in den Konflikten zwischen prowestlichen Christen und arabischen



Ich möchte allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern meine besten Wünschen für einen schönen, angenehmen und erholsamen Sommer übermitteln.

Werner Faymann, Bundeskanzler und SPÖ-Vorsitzender



www.wirtschaftsbund.at

Namens des Österreichischen Wirtschaftsverbandes wünsche ich der jüdischen Gemeinde in Österreich eine erholsame Urlaubszeit!

Christoph Leitl

Dr. Christoph Leitl
ÖWB-Präsident



WIRTSCHAFTSBUND



Allen Leserinnen und Lesern des DAVID einen schönen, angenehmen und erholsamen Sommer wünscht

Bürgermeister

Dr. Peter Koits

im Namen des Stadtsenates
und Gemeinderates
der Stadt Wels

Den jüdischen Bürgern
in unserem Lande
wünsche ich einen schönen
Sommer!



HANS NIESSL
Landeshauptmann
von Burgenland



STIFT
KLOSTER
NEUBURG

WO SICH HIMMEL
UND ERDE BEGEGNEN
im Stift Klosterneuburg

Stift Klosterneuburg | Stiftsplatz 1 | 3400 Klosterneuburg

www.stift-klosterneuburg.at



Bundesminister
Dr. Johannes Hahn
Landesparteiobmann



Stadtrat
Norbert Walter, MAS
Landesgeschäftsführer

Im Namen der ÖVP Wien
wünschen wir
der jüdischen Gemeinde
einen schönen Sommer!

ÖVP wien
DIE STADTPARTEI

ÖVP Wien, Rathauspl. 9, 1010 Wien
Tel.: 01/515 43 - 900, Fax: DW 929
Internet: www.oevp-wien.at

Wiener Umweltweitblick

Mehr als 600 Mio. Euro für den
Ausbau der Fernwärme



Es lebe die Stadt.

Die Wiener Stadtwerke sind dem Erhalt einer lebenswerten Umwelt besonders verpflichtet. Durch eine gezielte Nachhaltigkeitsstrategie leisten wir einen aktiven Beitrag und sorgen so für die Zukunft vor. Der Ausbau von Fernwärme ist ein Beispiel, wie wir dem Klimawandel begegnen. In Abfallbehandlungsanlagen werden jährlich über 950.000 Tonnen Müll und Klärschlamm verarbeitet. Mit der gewonnenen Wärme versorgen wir rund 150.000 Haushalte. Es lebe die Stadt. www.wienerstadtwerke.at

**JA:
WIEN.**



Den deutschen Bischöfen erläuterte der Papst seine Zurückhaltung im Januar 1943 mit den Worten

„Für den Stellvertreter Christi wird der Pfad, den er gehen muss, um zwischen den sich widerstreitenden Forderungen seines Hirtenamtes den richtigen Ausgleich zu finden, immer verschlungener und dornenvoller.“

Als im September desselben Jahres deutsche Truppen in Italien einmarschiert waren und damit die Verschärfung der Judenverfolgung in Italien einsetzte, blieb Pius XII. bei seiner Zurückhaltung. Nach der Besetzung weiter Teile Italiens durch die deutsche Wehrmacht führte die SS am 16. Oktober 1943 eine Razzia im Ghetto von Rom durch, bei der weit über tausend Juden verhaftet und nach Auschwitz deportiert wurden. Trotz aller Versuche, den Papst zu einer Stellungnahme zu veranlassen, schwieg Pius XII. Der deutsche Botschafter beim Heiligen Stuhl, Ernst von Weizsäcker, berichtete dem *Auswärtigen Amt* in Berlin von diesem „Vorgang, sozusagen unter den Fenstern des Papstes“ und dass der Papst, obwohl „von vielen Seiten bestürmt, zu keiner demonstrativen Äusserung gegen den Abtransport der Juden aus Rom“ sich hinreissen liess. Hilfsmassnahmen, die von Seiten der katholischen Kirche für Juden während der deutschen Besetzung Roms durchgeführt wurden, behinderte der Papst allerdings nicht.

Im Verständnis Pius' XII. war der Kommunismus die gefährlichere der totalitären Ideologien, gegen den Bolschewismus hat er sich nach 1945 auch entschiedener verwahrt als gegen den Faschismus in katholischen Ländern und gegen den Nationalsozialismus. Die Haltung des Papstes und der Katholischen Kirche wurde weltweit diskutiert, nachdem Rolf Hochhuth in dem Anfang 1963 uraufgeführten Schauspiel *Der Stellvertreter* die Haltung des Papstes kritisch thematisiert hatte. Der Vatikan, unterstützt von katholischer Publizistik, lehnt Fragen nach dem Schweigen des Papstes auch fünfzig Jahre nach dessen Tod noch ab, spricht von Gegnern der Katholischen Kirche oder einer Kampagne der Feinde des Papsttums, verweist auf die Unterstützung, die im Stillen einzelnen Juden gewährt wurde. Der Vatikan äussert sich auch nicht zu der Fluchthilfe, die ab 1945 nationalsozialistischen Verbrechern über Rom auf der *Rattenlinie* nach Südamerika geleistet wurde — ohne Zweifel mit Wissen Pius' XII.

Die teilweise Öffnung der Archive, eine jüdisch-katholische Historikerkommission (die 2001 scheiterte) oder eine peinlich apologetische Ausstellung 2009 in Berlin, die die bekannte Rundfunkansprache von Weihnachten 1942 zum Höhepunkt einer Hagiografie machte, sollten das Versagen des Papstes relativieren. Pius XII. wird wegen seiner Spiritualität, seines aristokratischen Habitus und der von ihm ausgehenden Impulse des Marienkultes im traditionsgebundenen Katholizismus hoch verehrt. Seine Seligsprechung ist im Gange, dagegen erhob sich in Israel 2008 Protest. ■

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und Bekannten einen erholsamen Sommer!

Am Lugeck 1-2
1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,
Fax: +43 1 513 83 18-10
office@linnerth.com, www.linnerth.com

EISENSTADT

LANDESHAUPTSTADT

Einen erholsamen Sommer wünscht
namens der

**Landeshauptstadt
Freistadt Eisenstadt**

allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern

**Andrea Fraunschiel
Bürgermeisterin der Landeshauptstadt
Freistadt Eisenstadt**

www.casinos.at Hotline +43 (0) 50 777 50

Schenken Sie doch mal ein
**Mmmh! Aaaaaah!
Ooooooh!**



**4-gängiges Dinner & Casino-Menü,
1 Glas Sekt, Spielkapital im Wert von € 25,-
und 4 Parolijetons:** Der Dinner & Casino
Gutschein ist ein echtes Geschenk. Schnell
online bestellen unter www.casinos.at.

CASINOS AUSTRIA
Machen Sie Ihr Spiel

Morvai wurde auch daran erinnert, dass ihr *Fidesz* und insbesondere der Vorsitzende der Menschenrechtskommission im ungarischen Parlament, Pfarrer Zoltán Balog, dabei halfen, eine Organisation zur Verteidigung von „patriotischen“ Gewalttätern zu gründen. Morvai ist Lehrbeauftragte an der Rechtsfakultät der Universität Budapest, und ihr Wahlspruch – den sie bei jeder Gelegenheit von sich gibt – lautet: „Ungarn darf nicht Palästina werden.“ Sie zeigt sich gerne mit Palästinensertuch und stellt immer wieder die Menschen „unserer Rasse [oder Art]“ den Menschen „ihrer Rasse [oder Art]“ gegenüber. Auch scheute sie sich nicht, einem Juden, der sie kritisierte, eine nicht druckreife Antwort zu geben. Nachdem Israels Präsident Shimon Peres 2007 bei einer Rede vor der Handelskammer in Tel Aviv eine launige Bemerkung über Investitionen in Ungarn machte, warb nun *Jobbik* mit Plakaten, auf denen die Pfeilkreuzlerfahne, ein Davidstern und der Kopf von Peres zu sehen sind. Der Text dazu lautet: „Du wirst nicht unsere Heimat besetzen...“ Die paranoide Zwangsvorstellung, Israel wolle Ungarn erobern, sowie der Schutz der Mehrheit vor der gierigen „antimagyarischen“ Minderheit sind Bestandteil einer antisemitischen Agitation, die in Ungarn auch hinter „christlicher“ Maske betrieben wird. Besorgniserregend ist, dass mit dieser aggressiven antisemitischen Stimmungsmache *Jobbik* schon während des ersten Wahldurchgangs fast 17 Prozent der Stimmen erhielt.

Am 18. April nahmen ungefähr 20.000 Menschen am *Marsch des Lebens* in Budapest teil.

Heuer fand diese Gedenkveranstaltung für die Opfer des Holocaust zum 18. Mal statt, und noch nie zuvor waren soviel Teilnehmer gekommen. Bei den links-liberalen antifaschistischen Demonstrationen der letzten Jahre waren nie mehr als 500 Menschen zusammengekommen. Diese kraftvolle Demonstration, an der nicht nur links-liberale Politiker, sondern auch solche des *Fidesz* teilnahmen, zeigt, dass es in der ungarischen Gesellschaft doch Kräfte gibt, die sich gegen den Vormarsch von *Jobbik* wenden. 1979 gründete Pastor Sándor Németh in Budapest die kleine christliche Pfingstgemeinde *Versammlung der Gläubigen* (Hit Gyülekezet). Grund dafür war das fast völlige Scheitern des ungarischen Christentums während der Zwischenkriegszeit und insbesondere 1944, nach der deutschen Besetzung Ungarns, als binnen sechs Wochen mehr als eine halbe Million jüdischer Ungarn mit tatkräftiger Hilfe der Administration unter *Reichsverweser* Horthy nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurde. Das Kádár-Regime versuchte diese Gemeinde zu zerstören. Im

Laufe der Jahre entwickelte sich diese jedoch zur viertgrößten Glaubensgemeinschaft in Ungarn und stellt sich immer wieder auf die Seite der von Antisemiten angegriffenen ungarischen Juden.

Am 18. April hielt Pastor Sándor Németh bei einer Veranstaltung eine bemerkenswerte Rede, die zeigt, dass es Christen in Ungarn gibt, die nicht mit zwei Zungen sprechen, die sich nicht damit begnügen, bei solchen Anlässen Gemeinplätze zu artikulieren, um dann in ihren Kirchen trotzdem explizite und öfter noch implizite Judenhetze zu dulden. Er betonte, es gäbe einen Punkt, an dem man konfrontieren müsse:

„Man muss es aussprechen, dass es heute nicht mehr genügt, die nazistischen, pfeilkreuzlerischen Schandtaten und Mörder anzuprangern, dass es nicht genügt, nur an die Opfer zu erinnern. Die *Jobbik*[partei] hat mit offener antisemitischer und gegen Roma gerichteter Rhetorik fast 17 Prozent der Wählerstimmen erhalten und zieht in das Parlament ein, dessen Sitzungsräume

bereits vor dem Zweiten Weltkrieg mit dem Einbringen von rassistischen, jüdenfeindlichen Gesetzen beschmutzt wurden. Unsere Erinnerung wird nur dann authentisch, wenn wir auch an Werktagen den Kampf aufnehmen. Wenn wir es in unserer nächsten und weiteren Umgebung eindeutig artikulieren: Wir dulden die Hetze der aggressiven Nationalisten nicht, die dem Beispiel der Nazis folgen und Herz und Geist unserer Nation vergiften.“

Nun hängt vieles davon ab ob *Fidesz*, der beim zweiten Wahlgang mit 263 Abgeordneten eine 2/3-Mehrheit errungen

hat, die Aufforderung von Pastor Németh berücksichtigt und in ihren Reihen keinen Antisemitismus und keinen Antiziganismus dulden und auch allen diesbezüglichen Initiativen von *Jobbik*, die als dritte Kraft mit 47 Abgeordneten ins Parlament einzieht, entgegengetreten wird, oder ob er mit nationalistischer Agitation und gelegentlichen expliziten oder impliziten antisemitischen Äusserungen weitermacht. Es ist zu befürchten, dass *Fidesz* eine Schaukelpolitik betreiben, dem Ausland gegenüber auf seine jüdischen Abgeordneten und auf Gesten des Wohlwollens gegenüber der jüdischen Gemeinschaft hinweisen, im Inland aber weiterhin „Ausrutscher“ tolerieren wird, um auch antisemitische Unterstützer bei der Stange zu halten.

Jobbik bereits hat angekündigt, ihre Abgeordneten würden im Parlament in der Uniform der gerichtlich verbotenen *Ungarischen Garde* auftreten. Für *Fidesz* wird es wohl ein Lakmустest sein, ob er dies toleriert. Der Weg Ungarns aus der völkischen Sackgasse wird schwierig werden. ■



Am 18. April 2010 wurde mit dem **Marsch des Lebens**, an dem heuer über 20.000 Menschen teilnahmen, der Opfer des Holocaust gedacht. Foto: P. Morvai. Mit freundlicher Genehmigung K. Pfeifer.

hebräisiert er seinen Vornamen später in Chaim). Sein Vater Carl Fenchel (1873-1942) war Kaufmann und Mitinhaber der Firma *Meyer & Hirsch*, eines prosperierenden En gros - Geschäftes für Hanf-Seilerwaren. Seine Mutter Gertrud Fenchel (1881-1926) geb. Hirsch war die Tochter des Firmeninhabers. Fenchels ein Jahr älterer Bruder war der bekannte Mathematiker Moritz Werner Fenchel (1905-1988), der 1933 nach Kopenhagen emigrierte.

Heinz Fenchels künstlerisches Talent war bereits als Schüler deutlich erkennbar und wurde von Otto Dannenberg (geb. 1867), Professor an der Unterichtsanstalt des *Kunstgewerbemuseums* in Berlin, gefördert. Nach seiner Schulausbildung an der *Menzel-Realschule* und der *Leibnitz-Oberrealschule* studierte Fenchel Architektur an der *Staatlichen Hochschule der Bildenden Künste zu Berlin-Charlottenburg*. Er absolvierte das Atelier für Baukunst bei Hans Poelzig (1869-1936) und die Fachklasse für Theater und Bühnendekoration bei César Klein (1876-1954). Im Berliner Adressbuch des Jahres 1927 wird der 21-Jährige als „Möbelzeichner“ aufgeführt, wohnhaft in der Wullenweberstrasse 7. Drei Jahre später findet sich unter der Adresse Eyke von Repkow Platz 1 die Berufsbezeichnung *Architekt*. 1928 arbeitete Heinz Fenchel zunächst als Assistent beim bekannten Bühnenbildner Ernst Stern (1876-1954) am *Grossen Schauspielhaus zu Berlin* und erhielt noch im selben Jahr seinen ersten Arbeitsvertrag als 2. Filmarchitekt bei der *Universal Film AG (UFA)* in Neubabelsberg. Vermutlich war es Stern, der selbst seit 1918 regelmässig Filmkulissen entwarf, der den Kontakt zum Film vermittelte. Ein Blick auf Fenchels Filmografie macht jedoch deutlich, dass dieser bereits vor seiner offiziellen Anstellung bei der *UFA* an ersten Filmproduktionen beteiligt war. Sein erster Film war *Die geschenkte Loge* (D, 1928) unter der Regie des spanischen Regisseurs und Anarchisten Armand Guerra (1886-1939), der wegen Zensurverbotes jedoch nie die Kinos erreichte. Noch im gleichen Jahr folgte der Liane Haid-Film *S.O.S. Schiff in Not* (D, 1928, Regie: Carmine Gallone), bei dem Fenchel erstmals gemeinsam mit Jacek Rotmil (1888-1944, hingerichtet) für die Filmbauten verantwortlich zeichnete. Rotmil (auch Jack oder Jacques) war seit Beginn der 1920er Jahre für zahlreiche Produktionen als Filmarchitekt und Set Designer tätig, darunter auch viele polnische und jiddische. Fenchel realisierte mit Rotmil insgesamt 14 Filme in Folge, darunter die *UFA*-Produktionen *Adieu Mascotte* (D, 1929, Regie: Wilhelm Thiele) mit Lilian Harvey, *Der Sträfling aus Stambul* (D, 1929, Regie: Gustav Ucicky) mit Heinrich George und Paul Hörbiger, *Wenn Du einmal Dein Herz verschenkst* (D, 1929, Regie: Johannes Guter) ebenfalls mit Lilian Harvey, sowie *Dolly macht Karriere* (D, 1930, Regie: Anatol Litvak) mit Dolly Haas und Theo Lingen.⁵

Gemeinsam mit Rotmil war Fenchel auch an Filmen der *Ondra-Lamač-Film GmbH* beteiligt. Die bekannte deutsch-tschechische Schauspielerinnen Anny Ondra

(1902-1987), die 1929 Alfred Hitchcocks erste blonde Mörderin war, und ihr erster Ehemann, der Regisseur Carl Lamač (1897-1952) hatten 1930 ihre eigene Filmproduktionsfirma in Berlin gegründet, die vor allem in Deutschland, der Tschechoslowakei, Frankreich und Österreich Filme produzierte. Noch 1930 realisierte das Duo Rotmil/Fenchel die Filmbauten von *Die vom Rummelplatz* (D, 1930) und *Eine Freundin so goldig wie Du* (D, 1930), in der Regie von Carl Lamač und mit Anny Ondra als Hauptdarstellerin. Insgesamt zeichnete Fenchel bei der *Ondra-Lamač-Film GmbH* für elf Filme als Set Designer verantwortlich, darunter *Der Zinker* (D, 1931), *Die Fledermaus* (D/F, 1931), *Mamsell Nitouche* (D/F, 1932), *Der Hexer* (A/D, 1932), *Kiki* (D/F, 1932), *Baby* (F, 1932) und *Die Regimentstochter* (D/A, 1933). Die auf Anny Ondra in der Hauptrolle zugeschnittenen Filme waren intelligent gemachte, unprätentiöse Komödien mit poetischen Plaudereien, häufig im Theatermilieu angesiedelt, und mit opulentem Dekor und eleganten Draperien ausgestattet. In Fenchels Nachlass haben sich zu einigen dieser Filme von ihm entworfene Szenenbilder und Standfotografien erhalten – einzigartige und heute kaum noch aufzufindende Quellen seiner Arbeit und der Filmindustrie der *Weimarer Republik*.

Das Jahr 1933 war auch in der Filmbranche Deutschlands eine Zäsur. Acht Wochen nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler hatte Propagandaminister Joseph Goebbels am 28. März 1933 im Berliner *Hotel Kaiserhof* eine Rede vor Filmschaffenden gehalten, in der er die Grundzüge der Filmpolitik des NS-Regimes entwarf. Bereits am darauffolgenden Tag zog die *UFA* auf ihrer Vorstandssitzung am 29. März 1933 personelle Konsequenzen und entliess im Zuge der *Arisierung* des Unternehmens insgesamt 24 jüdische Angestellte, darunter Regisseure, Drehbuchautoren, Schauspieler, Tonmeister, Filmarchitekten und Büroangestellte. Auch Heinz Fenchel, der seit längerem als freier Filmarchitekt arbeitete und Mitglied des *Dachverbandes der Filmschaffenden Künstler Deutschlands* war, wurde nach der Gründung der *Reichsfilmkammer* im Juli 1933 als Jude jegliche Arbeit in Deutschland untersagt. Einer seiner letzten Filme in einer deutsch-französischen Koproduktion war *Der Tunnel* (franz. *Le Tunnel*; F/D, 1933) unter der Regie von Kurt Bernhardt, mit Gustaf Gründgens und Attila Hörbiger. Zu dieser Zeit begann auch Fenchels oben beschriebene Zusammenarbeit mit Paul Fejos in Wien und ab 1934 in Dänemark, die den Beginn seiner Arbeit als deutsch-jüdischer Film-Emigrant markiert.

Fenchels letzter Film war die niederländische Produktion *Komödie om Geld* (NL, 1936) unter der Regie von Max Ophüls (1902-1957). Ophüls, ebenfalls jüdischer Abstammung, hatte bereits 1933 Deutschland in Richtung Frankreich verlassen. Heinz Fenchel war in *Komödie om Geld* der letzte „ausländische“ Architekt in einem niederländischen Spielfilm der 1930er Jahre.⁶ In seiner Ophüls-Biographie würdigte Helmut G. Asper in *Komödie*



Einen schönen und erholsamen Urlaub
allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht

im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing
Ihr Bezirksvorsteher
Dipl.-Ing Heinz Gerstbach

AbgzNR Herbert Scheibner Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen
Leserinnen und Lesern des
DAVID und der
jüdischen Gemeinde
in Österreich einen
schönen Sommer!



**Unser Ziel:
Sie schauen
sicher in die
Zukunft.**

Sozialdemokratische GewerkschafterInnen
1010 Wien, Teinfaltstraße 7
Tel: 01/534 54/240, www.goedfsg.at



**Was Ihnen das perfekte Teamwork von 4.000 Mitarbeitern bringt?
Dass Sie pünktlich bei Ihren Liebsten sind.**

Florian Scheiblbrandner
Flughafbetriebsleitung

Mit 670 Starts und Landungen am Tag „on time“ ist der Flughafen Wien einer der pünktlichsten Europas – auch was die Gepäcksabfertigung betrifft. So haben Sie Ihren Koffer, kaum, dass Sie ausgestiegen sind. Und können Familie und Freunde noch früher in die Arme schließen.

www.viennaairport.com

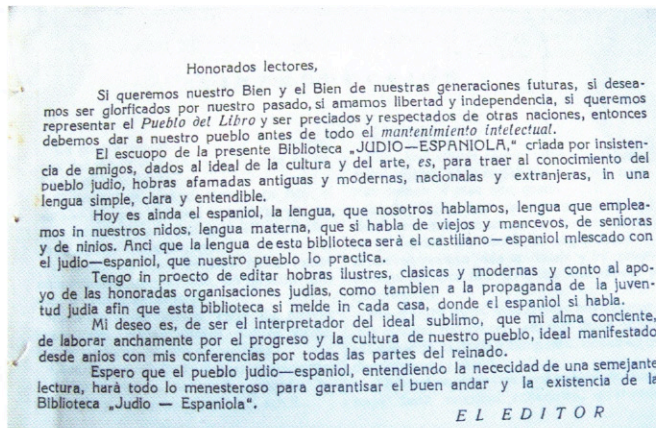
Offen für neue Horizonte.



Sprache und Literatur zu leisten.

Das alles wurde Ende des 19. Jahrhunderts in der sefardischen Welt diskutiert. Für viele kam die Diskussion zu spät, der Untergang des ehrwürdigen *Judenspanischen* war nicht mehr aufzuhalten, das *castiliano-español* gemischt mit *judío-español* sollte die Annäherung an das Spanische beschleunigen, ohne jedoch das *Judenspanische* gänzlich zu verdrängen. 1930 ver-

legte, übersetzte und bearbeitete Jacques Cappon zwei populäre Theaterstücke: *Jedermann* or *La vida de la persona, sus vicios, sus ilusiones y sus desilusiones. Fabula muy afamada, laborada de Jacques Cappon* (Abb. 1) von Hugo von Hofmannsthal und *Entre dos Mundos. El Dybuk. Legenda dramática en 4 actos traducida de Jacques Cappon* (Abb. 2) von An-Ski (Salamon Rappaport). Von diesen zwei Drucken haben sich nur wenige Exemplare erhalten. Warum der *Jedermann*? Für Jacques Cappon ist Hugo von Hofmannsthal ein Dichter (*poeta*), der das Gute in der Klassik sucht (*busca*), studiert (*estudia*) und umsetzt (*forma*), so dass man seine Werke mit kostbaren Gobelins vergleichen könne, wie man sie heute noch an Wänden alter Paläste fände. Und er macht seine Leser mit den Salzburger Festspielen unter Max Reinhardt vertraut, und mit den großen Schauspielern wie Hedwig Bleibtreu, Werner Krauss, Max Pallenberg oder Oskar Homolka. Seine Übersetzung des *Dybuk* sollte dem sefardischen Publikum vor allem zeigen, dass die *judenspanische* Sprache nicht nur in der Lage sei, Weltliteratur




„Entre dos Mundos. El Dybuk. Legenda dramática en 4 actos traducida de Jacques Cappon. Vorwort des Übersetzers und Bearbeiters Jacques Cappon. Abbildung: M. Halévy.

zu übersetzen, sondern eines Tages auch Weltliteratur zu schaffen. Der Beitrag der Sefarden zur Kultur und Wissenschaft in Österreich wird noch immer nicht gewürdigt. Und noch immer sind Studien über die Bedeutung der deutschen und yidischen Sprache bei den Sefarden ein schmerzhaftes Desiderat. ■

1 Halévy, Michael: Shem Tov Semo. Spuren einer Biographie. In: DAVID, Jg. 21, Heft 83 (Dezember 2009), S. 42-43.

2 Halévy, Michael: Sefarad an der Donau. Sefardische Drucke aus Wien. In: DAVID, Jg. 21, Heft 82 (September 2009), S. 44-47.

3 Studemund-Halévy, Michael: Die Wiener Sefarden und die deutschsprachige Romanistik. In: Romanistik in Geschichte und Gegenwart Jg. 15, Heft 2 (2009), S. 227-244.



PolAk
Politische Akademie der ÖVP

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der POLITISCHEN AKADEMIE
wünschen einen schönen und
erholsamen Sommer.



Renaissance
und
Reformation

Oberösterreichische Landesausstellung 2010
28. 04. bis 07. 11. 2010, Schloss Parz / Grieskirchen

www.landesausstellung.at



Der KKL wünscht allen seinen Spendern und Freunden eine schöne Urlaubszeit.



PFLANZT BÄUME IM HEILIGEN LAND!

KKL macht Israel grün.

KEREN KAYEMETH LEISRAEL
1010 Wien Opernring 4/II/7
T.: 513 86 11, Fax: 513 86 119
e-mail: kkk@chello.at, info@kklwien.at

Warum geben Sie sich mit **40**
Kabel-TV-Programmen zufrieden –
wenn Sie über **4.000** TV-
Programme empfangen könnten.

WIE?

Mit einer
SAT-Anlage!



Beratung, Montage und Verkauf:
Firma W. Kandov
A-1060 Wien, Otto-Bauer-Gasse 3
Tel.: 01-596 41 48, Mobil: 06991-209 109 6



MECHANIK - ELEKTRIK
SPENGLEREI

WERNER GRÖGOR
Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien
eigener Abschleppdienst
und Leihwagen nach Absprache

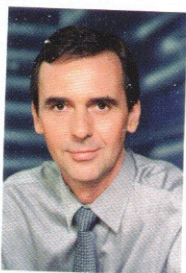
ROSINA KOHN

1170 Wien, Weissgasse 42
Tel. 486 34 33, Fax DW 22
e-Mail: groegor@aon.at
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr



**DAS ÖSTERREICHISCHE
SCHWARZE KREUZ
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE**

wünscht allen Lesern des DAVID
eine erholsame Urlaubszeit.



Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen
Bürgern einen
schönen Sommer!

Für das Präsidium:

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

Präsident

Dr. Heinz DERFLER

Vizepräsident

W. Hofrat Mag. Josef SCHANTL

Generalsekretär

W. HOFRAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

Präsidiumsmitglied

Gerade diese Organisationen und ihre Führungspersönlichkeiten dominieren im Westen der Ukraine, wo sie vornehmlich tätig waren, auch heute die öffentliche und politische Auseinandersetzung. In ihnen, die in der Zeit zwischen den Weltkriegen eine unabhängige Ukraine zu errichten versuchten, wollen sich jene, die heute für eine starke, selbstbewusste und unabhängige Ukraine eintreten, wiedererkennen. An vielen Orten werden Denkmäler für ihre Anführer sowie neue Gräber für die Gefallenen von damals geschaffen. Die Monumente der kommunistischen Führer werden durch ebensolche für Bandera, etwa in Lemberg oder in Iwano-Frankiwsk (ehemals Stanislaw) abgelöst. In Wahlkämpfen, in den Medien und an den Universitäten werden viele Bezüge zur Zwischenkriegszeit hergestellt.

Die schwierigen Fragen, die sich auf das spannungsreiche Verhältnis dieser Politiker zu Demokratie und Diktatur, zu Nationalismus und Antisemitismus ergeben, gehen dabei unter. Die Rolle der ukrainischen Nationalisten in den zahlreichen Judenpogromen der Zwischenkriegszeit bleibt kritischen historischen Debatten vorbehalten. Breitenwirkung scheinen sie nicht zu entfalten. Dabei spielt auch mit, dass sich die von Bandera erhoffte Unterstützung für eine unabhängige Ukraine ins Gegenteil kehrte und mit seiner Verbringung nach Sachsenhausen 1941 und die spätere Ermordung durch den KGB in München 1959 endete.

Vieles von dem, was die nationalistischen Bewegungen propagierten, hat sich in den seither vergangenen Jahrzehnten tatsächlich verwirklicht: Die Vernichtungs- und Vertreibungsaktionen des Nationalsozialismus und des Stalinismus haben die ethnische Heterogenität der Ukraine wesentlich reduziert. Juden und Polen sind eine kleine Minderheit, Krimtataren und Deutsche, Rumänen und Ungarn fallen insgesamt nicht mehr auf.

Menschen wie Boris Dorfman erinnern noch an eine ganz andere Zeit, wenn auch in erster Linie als Zeugen. Dorfman hat es sich zur Aufgabe gemacht,

durch die Geschichte der Juden in Lemberg zu führen, zu erzählen, wie es hier einmal war, auch wenn er das selbst gar nicht erlebt hat. Ein Rundgang mit ihm vermittelt die einstmalige Vielfalt dieser Stadt, die sich heute fast nur mehr in ihren Bauwerken zeigt. Dorfman ist durch grosses Interesse an der Stadt und ihrer Geschichte geprägt, er ist hier wohl im wahrsten Sinne des Wortes beheimatet. Wie so viele andere hätte auch er weggehen können, seine Kinder haben es getan, aber er ist hier geblieben. Vielleicht wird er, der sich auch als jiddischer Journalist vorstellt, einer der Letzten sein, die diese Stadt noch so kennen und vermitteln können.

Denn auch wenn es im Westen der Ukraine nur mehr wenig Juden gibt, halten sich die alten Vorurteile, die den Juden die Schuld am Tod Jesu vorwerfen, sie aber auch für den Terror des Sowjetregimes verantwortlich machen. In Gesprächen mit den unterschiedlichsten Personen, in Bildern und Ikonen, in politischen Diskussionen kommen immer wieder Zeichen und Bezüge vor, die bewusst und unbewusst gegen Juden gerichtet sind, und an denen oft kein Anstoss genommen wird.



Boris Dorfman (links) Winterschul Lemberg. Foto: Ch. Konrath.

Die jüdische Gemeinde Lembergs zählt heute noch rund 2.000 Personen. Touristen werden im historischen Zentrum, das



Boris Dorfman (links) . Foto: Ch. Konrath.

Welterbe-Status hat, auf die Ruinen der Goldene-Rosen-Synagoge aus dem 16. Jahrhundert hingewiesen, die 1942 zerstört wurde. Gleich daneben befindet sich ein Lokal, das sich in seltsamem Zynismus als „jüdisch“ darstellt. Die Ausstattung folgt übelsten antisemitischen Klischees, und die Speisekarte zeichnet sich durch den „augenzwinkernden“ Gag aus, dass sie keine Preise anführt. Es scheint auch niemanden zu stören, dass sich an einer Hauswand bei der Ruine Hakenkreuzschmierereien finden.

Im chassidischen Stibl und bei den jüdischen Einrichtungen im Nebenhaus kann man das nur hinnehmen. Es ist eben so.

Etwas weiter entfernt treffen sich einige Kulturvereine

Jüdische Gemeinden im alpinen Grenzgebiet Vorarlberg – Südtirol – Liechtenstein - Schweiz, Teil 1

 Gerhard SALINGER

Entwicklungsstränge: Von Hohenems über Meran nach St. Gallen

Die beste Quelle für das Studium der Juden in Hohenems ist Aron Tänzers *Die Geschichte der Juden in Hohenems, ursprünglich im Jahre 1905 veröffentlicht. Dr. Tänzer amtierte zwischen 1896 und 1905 als Rabbiner in Hohenems.*

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Hohenems selbst geht bis auf das Jahr 1617 zurück. Bereits einige Jahre vorher hatte der damalige Landherr, Reichsgraf Kasper von Hohenems, eine Einladung an jüdische Familien ausgesprochen, sich in Hohenems niederzulassen, um die wirtschaftliche Lage des kleinen Marktfleckens zu verbessern. Er liess Häuser für die neuen jüdischen Familien errichten, erlaubte den Bau einer jüdischen Schule und stellte Land für die Anlage eines jüdischen Friedhofes zur Verfügung.

Jahre später waren einige der jüdischen Familien so gut etabliert, dass sie sich elegante Wohnhäuser oder Mansarden bauen konnten. Bis nach 1850 ist ein ständiger Zuwachs der jüdischen Bevölkerung zu beobachten. Die jüdischen Einwohnerzahlen waren 274 im Jahre 1792, 493 in 1820 und zwischen 500 und 541 während der Jahre 1830 bis 1849. Als Juden später die Erlaubnis erhielten, sich anderswo anzusiedeln, sank die Zahl der jüdischen Familien, viele verliessen Hohenems. 1860 wohnen noch 490 Juden dort, 1866 465, 1868 271 und 1878 165.¹ Somit hatten zwischen den Jahren nach 1850 und 1878 etwa zwei Drittel der jüdischen Einwohner den Ort verlassen. Nach dieser Zeit erfolgte ein weiterer Exodus der jüdischen Bewohner aus Hohenems.

Meran, Südtirol

In der Blütezeit der Hohenemser jüdischen Gemeinde hatte das Hohenemser Rabbinat selbst die weit entfernt jenseits der Berge lebenden Juden von Bozen, Trient und Meran mitbetreut. Südtirol gehörte bis 1918 zu Österreich, 1919 wurde dieses Gebiet Italien zugesprochen; die jüdischen Gemeinden nahmen eine von Hohenems unabhängige Entwicklung. In der Hauptstadt der heutigen Autonomen Provinz Bozen – Südtirol, der gleichnamigen Stadt (ital. Bolzano), hatten Juden bereits zur Zeit des Mittelalters gewohnt. Im nahen Trient (ital. Trento, Hauptstadt der Autonomen Provinz Trient, Trentino) kam es durch falsche Anschuldigungen zu Judenverfolgungen, wo im Jahre 1475 Juden unterstellt wurde, am Kind *Simon von*

Trient einen *Ritualmord* verübt zu haben. Mehrere Juden wurden ermordet, der Rest der jüdischen Bevölkerung vertrieben. Juden wurden seit dieser Zeit in der Region Trient entweder nicht mehr geduldet oder durch einen rabbinischen Bann (hebr. *Cherem*) davon abgehalten, sich dort niederzulassen², so lange, bis im Jahr 1965 die Verehrung des Kindes als Märtyrer in der katholischen Kirche offiziell beendet wurde.

Die nach den Vertreibungen des Mittelalters neu gegründete jüdische Gemeinde in Bozen war recht klein und zählte um 1940 nur mehr kaum hundert Mitglieder. Meran hingegen wurde von Juden bis Mitte des 19. Jahrhunderts gemieden. Erst später liessen sich in diesem Kurort wieder jüdische Familien nieder, die ersten Gräber auf dem jüdischen Friedhof stammen von 1871. 1893 wurde ein jüdisches Sanatorium für Tuberkulose-Patienten eingerichtet. Eine Synagoge wurde im Jahre 1901 gebaut, zur gleichen Zeit eröffnete ein koscheres Hotel. Eine offizielle jüdische Gemeinde gab es hier seit 1905.³ Um diese Zeit wurde das Rabbinat für Tirol und Vorarlberg von Hohenems nach Meran verlegt und Aron Tänzer wurde hier der erste Rabbiner.⁴ Franz Kafka, Sigmund Freud und der erste israelische Staatspräsident Chaim Weizmann zählen zu den berühmtesten Kurgästen Merans.

In späteren Jahren hatte Meran 780 jüdische Bewohner, die meisten stammten aus dem Ausland. 1930 wurde Meran offiziell Sitz der jüdischen Gemeinde der Region Trentino-Alto Adige mit einer Gerichtsbarkeit bis hinunter nach Riva del Garda, bis zu 6.000 Juden hielten sich hier auf.⁵ Bis 1940 sank diese Zahl auf 64, und bis 1970 auf 30 Personen. Trotz der Verfolgungen und Vertreibungen während der *Shoah* kehrte der jüdische Tourismus nach Meran zurück, konnte aber an seine Blütezeit in den Jahrzehnten zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts nie mehr anschliessen. Zwischen 1990 und dem Jahre 2000 zählte man insgesamt nur mehr 38 jüdische Bewohner in Südtirol.

Hohenems im 20. Jahrhundert

Vorarlberg war jenes Bundesland Österreichs, das den geringsten jüdischen Bevölkerungsanteil hatte. Das ganze Land hatte 1923 nur 139.200 Einwohner, weniger als die jüdische Bevölkerung Wiens zu der Zeit. Die kleine jüdische Gemeinde bestand damals aus 24 Personen, die alle in Hohenems wohnten.⁶ Der Vorsteher (Präsident) der Gemeinde war Ivan Landauer, die anderen Vorstandsmitglieder waren

neben der Schweiz und Österreich und hier vor allem dem Hohenemser Raum zu Polen, Ungarn, Rumänien, der Slowakei, Teilen der südlichen Ukraine sowie Tschechien (Mähren); u. a. „Die einstigen jüdischen Gemeinden in Pommern“ (4 Teile, 1.200 Seiten, Privatdruck) und „A Journey in Hungary“ (rund 700 jüdische Gemeinden, Privatdruck), „The Jewish Cemetery in Hohenems“, In: In Touch, The Newsletter of the American Friends of the Jewish Museum Hohenems, Jg. 10, Heft 1, Juni 2009, Seite 4-8. ■

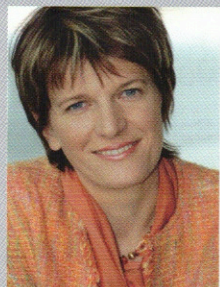
Teil 2 dieses Artikels erscheint im nächsten Heft, DAVID, Jg. 22, Heft 86, September 2010.

- 1 A. Tänzer, Die Geschichte der Juden in Hohenems, Seite 310.
- 2 Philo Lexikon, 1935, Seite 766.
- 3 Encyclopedia Judaica, Band 11.
- 4 Zwei Jahre später – 1907 – übernahm Tänzer das Rabbinat in Göppingen in Württemberg.
- 5 Annie Sacerdoti/ Luca Fiorentino: Guida all' Italia Ebraica, Seite 142f.
- 6 Jüdisches Jahrbuch für Österreich 5693 (1932/1933), Seite 8.
- 7 Ebenda, Seite 89/90.
- 8 Montfort, Zeitschrift für Geschichte, Heimat- und Volkskunde Vorarlbergs, 19. Jahrgang 1967, Heft 3, Seite 198.
- 9 Dr. Lothar Rothschild, der am 27. März 1974 in St. Gallen starb, wurde 1909 in Karlsruhe (Baden) geboren. Seinen ersten Posten als Rabbiner hatte er in Saarbrücken inne. Er war ein hervorragender Sprecher und war auch publizistisch tätig. Seine wöchentlichen Torah-Kommentare wurden in deutschen und österreichischen jüdischen Zeitungen veröffentlicht. Neben seiner Position in St. Gallen betreute er die kleine jüdische Gemeinde in Kreuzlingen, einem Ort nahe der deutschen Grenze bei Konstanz. Zu seinen Veröffentlichungen gehörte „Im Strom der Zeit, Hundert Jahre israelitische Gemeinde St. Gallen – 1863 – 1963“.

**Die MitarbeiterInnen des
Instituts für jüdische Geschichte
Österreichs
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
einen schönen Sommer.**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at>



Im Namen
der Landeshauptstadt
Innsbruck
wünsche ich allen
Leserinnen und Lesern
des DAVID
und der gesamten
jüdischen Gemeinde
Österreichs

einen schönen und erholsamen Sommer.
Mag.a Christine Oppitz-Plörer
(Bürgermeisterin)

Im Namen der ÖVP
Leopoldstadt wünsche
ich der jüdischen
Gemeinde einen
erholsamen Sommer.

Stadtrat Norbert Walter,
Obmann
der ÖVP Leopoldstadt



ÖVP wien
LEOPOLDSTADT

www.leopoldstadt.oevp.at

*Namens der Bezirksvertretung
des 18. Bezirks wünsche ich
allen jüdischen Bürgern in
Währing
einen schönen Sommer.*



Karl Homole
Bezirksvorsteher



Der Bezirksvorsteher-
Stellvertreter von
Hietzing
REINHARD FEISTRITZER
wünscht allen
LeserInnen
einen schönen
und erholsamen
Sommer.



Foto: Wiedemann

Die besten Wünsche zum
Sommerurlaub
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
der Redaktion

**Regierungsrat
Ilan Beresin**

In Israel haben bereits 18 Spiele stattgefunden. Die *Makkabiade*-Teilnehmer kommen aus allen Ländern der Welt, bei den letzten Spielen waren es 7.000. Diese den olympischen Spielen nachempfundene jüdische Sportveranstaltung zählt damit zu den fünf grössten internationalen Sportereignissen. Im Vergleich dazu hatten die *Europäischen Makkabi-Spiele 2007* in Rom 1.700 Teilnehmer. Für die Wiener Spiele 2011 gibt es bereits jetzt über 2.000 Anmeldungen aktiver Teilnehmer aus über 40 Nationen. *Makkabi Wien* und *Hakoah*, die zusammen den *Jüdischen Sportverband Österreichs* bilden, richten über das ehrenamtliche Organisationskomitee des *Sportverbandes* die Wiener Spiele gemeinsam aus. Ab dem 6. Juli 2011 werden bis zu 100 Bewerbe in insgesamt neunzehn verschiedenen Disziplinen stattfinden, die Eröffnungsfeier am Abend des 6. Juli soll am Rathausplatz mit einem Fackellauf begangen werden. Zur Verpflegung werden täglich über 4.000 koschere Menüs bereitgestellt. Oskar Deutsch, der Vizepräsident der IKG Wien, Vorsitzende der *Makkabi-Spiele* sowie Präsident und Gründer des Sportklubs *Makkabi 1996*, betont:

„Zum ersten Mal in der Geschichte kommen über 2.000 Juden nach Wien, nicht um über Vertreibung und Enteignung zu recherchieren, sondern um Sport auszuüben, und um eine gute Zeit zu haben. Das ist gut für die Sportorganisation, gut für die Kultusgemeinde, gut für die Stadt, und gut für Österreich.“

Auf die Frage, ob es denn keine Bedenken des *Europäischen Makkabi-Komitees* gegen den Austragungsort Wien gegeben hätte, meinte Deutsch, Wien habe sich bereits öfters beworben, und sei meist an ehemaligen österreichischen Juden gescheitert, die sich gegen einen Austragungsort auf dem Boden des ehemaligen *Deutschen Reiches* ausgesprochen hätten. Umso grösser sei daher die Freude, dass dieser Bann nun endlich gebrochen werden konnte. Die Wiener Bevölkerung wird von den *Europäischen Makkabi-Spielen* einiges mitbekommen: Die *Juniors*

(Altersklasse 14 bis 16 Jahre) werden an spielfreien Tagen ein educational program bekommen, in dem sie mit der Aufarbeitung der lokalen Geschichte, jener Israels sowie des Antisemitismus vertraut gemacht werden. Thema der Veranstaltung sei, so Deutsch,

„auch Geschichte, aber vor allem Gegenwart und Zukunft des Judentums, weil wir ja alle nach vorne schauen wollen.“

Die IKG Wien möchte sich in diesem Rahmen als junge, dynamische jüdische Gemeinde vorstellen - eines ihrer wichtigsten Anliegen, das sie in der ganzen Welt anderen Juden demonstrieren will. Jeder Interessierte ist eingeladen, unentgeltlich als Zuschauer an den Bewerben teilzunehmen.

Mit ihren Initiativen bekunden beide Seiten, die jüdische wie auch die nichtjüdische, ihren Willen, aufeinander zuzugehen, die Last der Vergangenheit nicht nur zu tragen, sondern in einem zukunftsorientierten Akt der Öffnung zu überwinden und in einen als positiv empfundenen Alltag zu integrieren. ■

Ausstellung:
 Servitengasse 1938. Spuren in der Nachbarschaft.
 Galerie FORTUNA
 Berggasse 21
 1090 Wien
 16. Juni bis 31. Juli 2010
 Montag bis Freitag von 9 Uhr bis 18 Uhr
 Parallel dazu findet eine Plakatausstellung in einzelnen Geschäften der Servitengasse statt.
 Information: <http://www.redirect.servitengasse1938.at/>

European Maccabi Games :
www.emg20111.eu

1 Forschungsbericht: Servitengasse 1938. Schicksale der Verschwundenen. Jubiläumsfondsprojekt Februar 2007, Projektleitung Mag.^a Birgit Johler, Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen:

Mag.^a Maria Fritsche, can. Mag.^a Barbara Sauer, Mag.^a Katharina Kober und Mag.^a Ulrike Tauss

2 Birgit Johler/ Maria Fritsche (Hg): 1938 Adresse Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche. Wien: Mandelbaum 2007.

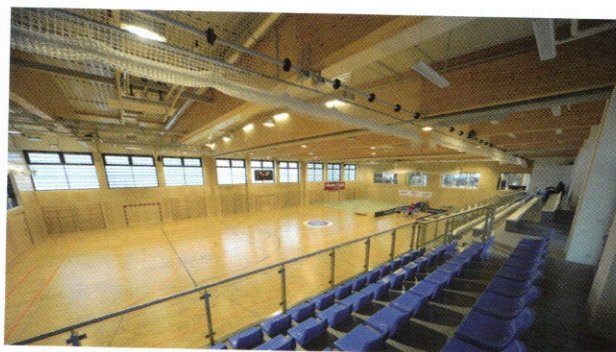
3 So etwa auch die Projekte im Wiener 2. und 8. Bezirk; Information: <http://www.steinedererinnerung.net> Irmtraut Karlsson/ Manfred Kerry/ Tina Walzer: ...lebte in der Josefstadt. Steine der Erinnerung 1938 – 1945. Wien: Milena Verlag 2008; oder in Wien-Mariahilf, <http://www.erinnern-fuer-die-zukunft.at>



Schwimmer, Israel 2009. Copyright EMC, mit freundlicher Genehmigung EMG Wien 2011.



Feldhockey, Israel 2009. Copyright EMC, mit freundlicher Genehmigung EMG Wien 2011.



Die Hakoah-Mehrzweckhalle in Wien. Mit freundlicher Genehmigung EMG Wien 2011.

Verschleppten auch ein kleines Mahnmal an diese Geschehnisse. Bemerkenswerterweise wird hier der Versuch unternommen, der jüngeren Generation die Tragik der Ereignisse visuell zu veranschaulichen, indem, in den Strassenboden eingelassen, unter einer Glasplatte jene Wohnungsschlüssel zu sehen sind, die die Opfer vor ihrer Deportation abgeben mussten.

Wien - Döbling (Gymnasiumstrasse 77) war ebenfalls im Umfeld der damaligen Frauenbewegung entstanden und hatte möglicherweise den Ausschlag gegeben, ihm das Projekt in der Seegasse zu übertragen.¹⁰

Schmidl gelang es in der Folge dann durch eine sehr geschickte räumliche Einteilung des Vereinshauses, den unterschiedlichen Funktionen zu entsprechen. Insbesondere erzielte er mittels zwei getrennter strassenseitiger Eingänge, die jeweils zur Schule und den Vereinsräumen, beziehungsweise zu den in den oberen Stockwerken gelegenen Mietwohnungen führen, eine strikte Separierung der Bereiche. Den Ansprüchen eines „öffentlichen Gebäudes“ entsprechend, wurde vor allem

Neben diesen kärglichen Spuren existiert bis heute im Viertel das Gebäude einer bis dato wenig beachteten Institution: das ehemalige Vereinshaus und die Schule des sogenannten *Mädchen - Unterstützungsvereines*, der 1866 gegründet worden war, um „armen israelitischen Mädchen die Möglichkeit der kostenfreien Erlernung oder sonstigen Erwerbes“ zu bieten.⁷ Die Hauptinitiatorin dieser Einrichtung, Regine Ullmann (geb. Kohn, 1847-1939), eine der ganz frühen Vertreterinnen der Frauenbewegung, die selbst aus einem gut situierten jüdischem Haus stammte, wollte mit diesem Verein insbesondere Mädchen aus ärmlichen, nicht streng orthodoxen Schichten die Möglichkeit einer beruflichen Ausbildung bieten, die damals für Frauen noch sehr eingeschränkt war. Der Verein konnte in Kürze erhebliche Erfolge verzeichnen. Neben einer einfachen Berufsausbildung zur Köchin, Schneiderin und ähnlichem wurden später auch eine Handelsschule sowie Meisterinnenprüfungen angeboten. Die Anzahl der Schülerinnen stieg im Laufe der Jahre beträchtlich an, so dass die bis dahin angemieteten Lokalitäten bald zu klein wurden und man sich um grössere und modernere Ausbildungsstätten umsehen musste. 1909 konnte der Verein auf dem Areal Seegasse 16 - genau gegenüber des jüdischen Altersheimes - schliesslich ein neues Gebäude errichten, das in einer etwas ungewöhnlichen Mischform in den unteren drei Geschossen als Schule mit angeschlossenen Werkstätten diente, währenddem die oberen Stockwerke Mietwohnungen vorbehalten waren, um eine gewisse Rentabilität zu gewährleisten.⁸ Der Planverfasser dieses durchaus bemerkenswerten Gebäudes war Ludwig Schmidl (1836-1924), der - wie die meisten jüdischen Architekten dieser Jahre - an der Technischen Hochschule bei Karl König studiert hatte und neben seiner Arbeit für die *Nordwestbahn* auch als sogenannter *Privatarchitekt* tätig war. Dies erklärt auch den Umstand, warum sein namentlich dokumentiertes Werk relativ klein ist.⁹ Ein kurz zuvor, 1907, von ihm erbautes privates Mädchenlyzeum in



Schule des israelitischen Mädchenunterstützungsvereines. Foto: U. Prokop.

das Vestibül der Schule mit einem gewissen repräsentativen Anspruch ausgestaltet, wobei sowohl das Stiegeneländer, als auch Wandverfliesung und Malerei der Ästhetik der *Wiener Werkstätte* verpflichtet waren. Die unterschiedlichen Funktionen des Gebäudes sind bemerkenswerterweise auch an der Fassade ablesbar, wo ein breiter Blumenfries Schulbereich und Wohnungen optisch voneinander trennt. Während dekorativ gerahmte *bay-windows* ganz in der Art des Jugendstils die Wohngeschosse bekrö-

nen, sind an den Wandpfeilern des Schulbereichs junge hübsche Mädchen mit diversen Lernbehelfen dargestellt.¹¹

Allzu lange blieb der *Mädchen-Unterstützungsverein* jedoch nicht im Besitz des Schulgebäudes. Bereits nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Immobilie 1922 an die *Schwedische Israelmission* verkauft. Höchstwahrscheinlich waren die damals grassierende Inflation und die schlechte wirtschaftliche Lage Ursachen für den Verkauf. Darüber hinaus hatte sich inzwischen das öffentliche Bildungsangebot auch für Mädchen soweit gebessert, dass möglicherweise kein dringender Bedarf an den schulischen Einrichtungen mehr bestand, weshalb der Verein sich in der Folge eher auf karitative Aufgaben beschränkte. Er übersiedelte in die nahe gelegene Grünentorgasse 12, wo man bescheidenere Räumlichkeiten anmietete. Regine Ullmann blieb dem Verein jedoch weiterhin eng verbunden. Obwohl verheiratet und Mutter von sechs Kindern (zwei ihrer Töchter unterrichteten an der Vereinsschule), war sie auch journalistisch tätig und arbeitete eng mit Marianne Hainisch, eine der Pionierinnen der österreichischen Frauenbewegung, zusammen. 1929 wurde Ullmann Präsidentin

11 Diese Ikonographie weist deutlich auf die Schulfunktion des Hauses hin, obwohl verwirrenderweise bis heute noch die Aufschrift *Schwedische Mission* angebracht ist und auch in allen Anthologien das Gebäude so bezeichnet wird.

12 Siehe Anm. 7.

13 Vgl. U. Trunks, die schwedische Mission in der Seegasse, In: www.christenjuden.org

14 Vgl. M. Wehdorn/ U. Georgeacopole, Baudenkmäler der Industrie in Österreich, Bd. 1, Wien 1984 und A. Nussbaum, Hundert müsste man sein. Ein Industrierelikt und was man daraus machen kann. In: Die Presse 19.11.2005.

15 Siehe dazu: Frauen in Bewegung, www.onb.ac.at/ariadne



Bezirksvorsteherin
SUSANNE REICHARD
wünscht im Namen der
Bezirksvertretung Wieden
einen schönen und
erholsamen Sommer.

Brühl & Söhne

ARMANI BARBARA SCHWARZER
BENNY GOODMAN BOSS BELSTAFF
BURBERRY CAVALLI CERRUTI
DAKS GEORGES RECH HACKETT
ISABEL DE PEDRO JAEGER JOOP!
KENZO LADY ASCOT REGENT RIANI
POLO RALPH LAUREN TRUSSARDI
VAN LAACK VERSACE ZEGNA uvm.

Diners Club International
AMERICAN EXPRESS
MasterCard
VISA

Brühl & Söhne
Schmiedgasse 12, 8010 Graz
House of Gentlemen
Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Trachten Schlüssel
Hauptplatz 3, 8010 Graz
Brühl
Wallnerstraße 3, 1010 Wien

Leserbriefe

Herzls Optionen

Neben Argentinien verfolgte Herzl mit hohem Engagement die Option Uganda. Die Entscheidung pro Palästina kam durch Druck von der Straße zustande: anlässlich des entscheidenden Zionistenkongresses rissen sich Delegierte aus Osteuropa aus Protest gegen die Optionen Uganda und Argentinien unter herz(l)zerreißendem Klagen die Kleider vom Leib. Enge Verbündete des nichtreligiösen Herzl (für den Palästina keinerlei spirituelle Bedeutung hatte) für eine nichtpalästinensische Option waren Teile des ultraorthodoxen Judentums, für die die Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina vor der Ankunft des Messias den Tatbestand der G'tteslästerung darstellt. Die Vertreter dieser Glaubensrichtung sitzen heute bei antizionistischen Konferenzen im Iran in der ersten Reihe. Als deutlich wurde, dass lediglich die Option Palästina unter den Delegierten des Zionismuskongresses mehrheitsfähig war, äußerte Herzl wiederholt die Hoffnung, dass die jüdische Wirtschaftskompetenz letztendlich Wohlstand für alle, auch für die nichtjüdischen Bewohner des künftigen Judenstaates bringen würde. Das wenig bekannte zionistische Gegenmodell der Sowjetunion, die 1931 gegründete und formal heute noch bestehende „Autonome Jüdische Republik Birobidschan“ nahe Wladiwostok, war für einige Jahre durchaus erfolgreich und verzeichnete Zuwanderung aus der ganzen Welt, bevor der Stalinismus diesem Projekt de facto Boden entzog. Nichts zeigt so deutlich wie die Geschichte der Idee der

nationalen jüdischen Heimstatt, dass es „die jüdische Position“ nicht gibt.

Prof. Ernst Smole

Ungarns neue Regierung vereidigt.

Unter alter Führung wurde nun nach gewonnener Wahl die neue Regierung vereidigt. Beim Prozedere der Vereidigung aller ins Parlament gewählten Abgeordneten gelang es offensichtlich, dem in dieser Regierung mitbestimmen dürfenden rechtsextremen Häuptling, Gabor Vona, zu provozieren. Seinen Parlaments-Eid legte er nämlich im zuvor im Parlamentsgebäude zu tragen verbotenen Wams der *Ungarischen Garde* ab.

Dazu sei angemerkt, dass fast alle schrecklichen Ereignisse der jüngeren Vergangenheit zwischen Ethnien mit so genannten kleinen Provokationen ihren Anfang genommen haben. Es wäre den Förderern für ein noch engeres Zusammenwachsen Europas zu raten, solch harmlos scheinenden Anfängen wie jetzt in Ungarn geschehen, beizeiten entgegenzuwirken, ehe sich der so herrlich klingende Csárdás zu einem Veitstanz mausern könnte.

Hans Gamliel



Bedrohungen und Konflikte der Zukunft

Walter Feichtinger, Anton Dengg (Hg.): Kein Feind in Sicht. Konfliktbilder und Bedrohungen der Zukunft. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag 2010. 209 Seiten; Euro 29,90,- ISBN 978-3-205-78481-4

Der mittlerweile fünfte Sammelband der etablierten Reihe Internationale Sicherheit und Konfliktmanagement, herausgegeben vom Institut für Friedenssicherung und Konfliktmanagement der österreichischen Landesverteidigungsakademie, befasst sich mit nichts weniger als der Suche nach den möglichen Konflikten der Zukunft. Zu diesem Zweck wurden elf Beiträge von anerkannten Experten mit unterschiedlicher thematischer Ausrichtung in einem Sammelband vereint, um einen Überblick über die kommenden und zum Teil schon bestehenden Bedrohungsszenarien der modernen Welt und das sich wandelnde Sicherheitsumfeld zu geben.

Die Bandbreite dieser Szenarien reicht von der Verbreitung von Massenvernichtungswaffen über eskalierende regionale Konflikte bis hin zu Konfrontationen über begrenzte Ressourcen. Für all diese Konflikte zeigt das Buch Gemeinsamkeiten auf: Sie werden sich in Zukunft ausbreiten und immer häufiger werden, sie werden immer schwieriger zu kontrollieren sein, und sie bedürfen zu ihrer Lösung der verstärkten Kooperation der Staatengemeinschaft. Doch bereits diese Kooperation stellt sich bisweilen als unüberwindliche Hürde heraus. Bei Fragen wie dem Klimawandel scheint sich dieser Umstand am deutlichsten zu zeigen. Hier wird in dem Werk anhand von Russland und China gezeigt, dass das von diesen Ländern verwendete Verständnis von absoluter staatlicher Souveränität zu einem Problem in Fragen der Kooperation führt. Dieses Verständnis von Souveränität ist aber in einer zunehmend globalisierten und interdependenten Welt immer weniger aufrechtzuerhalten. Als Grund dafür wird die zunehmende Diffusion des staatlichen Gewaltmonopols genannt. Diese Diffusion äußert sich zum Einen an der Emergenz von nichtstaatlichen Akteuren und zum Anderen an der steigenden Anzahl an Failed States. Empirisch eindrucksvoll belegt wird dies durch Datensätze des „Conflict Information System“ der Universität Heidelberg, welche die steigende Beteiligung von nichtstaatlichen Akteuren, besonders an innerstaatlichen Konflikten, nachweisen. Ebenfalls auffällig ist die weiterhin steigende Zunahme von kulturell und religiös motivierten Konflikten. Besonders Terrorismus wird in diesem Zusammenhang als eine der größten Bedrohungen für die Stabilität und Sicherheit der Staatengemeinschaft genannt, da er die Grundlagen und den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft zum Ziel hat. Um Terrorismus und anderen asymmetrischen Bedrohungen entgegenzutreten, bedarf es jedoch einer massiven Ausweitung des Sicherheitsbegriffs und einer Transformation der Streitkräfte, um mit diesen neuen Herausforderungen auch umgehen zu können. So wird nach Ansicht der Autoren künftig eine Mischung aus militärischen, zivilen und polizeilichen Kräften vonnöten sein, um die immer fragiler werdende Sicherheitslage zu stabilisieren und die kommenden Probleme zu bewältigen.

Insgesamt betrachtet bietet das Werk einen umfassenden Überblick über die Aufgaben und Anforderungen, die sich an den Westen und besonders an die EU stellen. Besonders erwähnenswert sind dabei die Zugänge, die bei der

Herangehensweise an diese Probleme gewählt werden. Diese reichen von außenpolitischen Analysen bis hin zu theoretischen Betrachtungen und beinhalten so ein breit gefächertes Themengebiet, das alle Aspekte beleuchtet und so einen idealen Einstieg in die Thematik darstellt.

Daniel Welser



„Hauptsache wir bleiben gesund...“

Das Tagebuch von Lilly Cohn. Hg. v. Jutta Dick. Halberstadt: Moses Mendelssohn Akademie 2009. 80 Seiten, DVD. Ohne Preisangabe. Zu beziehen über: Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt.

Anlässlich des 70. Jahrestages der Zerstörung der berühmten Halberstädter Barocksynagoge konnte ein hoch wichtiges und stark bewegendes Publikationsprojekt erfolgreich abgeschlossen werden.

Jutta Dick, Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie, gab das Tagebuch von Lilly Cohn heraus. Das mit einer DVD versehene 80-Seiten-Büchlein enthält Briefe und Tagebuch-Aufzeichnungen, seltene Bilder und einen sehr informativen Anhang. Der Band trägt den Titel „Hauptsache wir bleiben gesund...“ Lillyan Rosenberg gelangte 1939 mit einem „Kindertransport“ von Halberstadt nach England und überlebte. 1946 zog sie mit ihrem Bruder Werner in die USA, wo sie Gerry Rosenberg heiratete.

2000 überliess die am 30. Januar 1928 geborene Lillyan Rosenberg der Moses Mendelssohn Akademie für ein Schulprojekt zum Thema „Kindertransporte“ eine Kopie ihres Tagebuchs. Die Aufzeichnungen beginnen an Lillyans elftem Geburtstag 1939 in Halberstadt, die letzte Eintragung stammt vom 24. Juli 1944 in England. Doch zwischenzeitlich rückte das Tagebuch in den Hintergrund. Lilly Cohn führte es erst ab Sommer 1942 fort.

Jutta Dick fügt den Tagebuch-Notizen Briefe von Lillyan Rosenbergs Eltern, Ernst und Margarethe Cohn, hinzu. Sie sowie die Großmutter überlebten nicht, ihre Spuren verlieren sich in Warschau. Anlässlich ihres Besuchs 2003 brachte Lillyan Rosenberg rund fünfzig Briefe mit, die ihre Eltern an sie zwischen Juli 1939 und dem 12. April 1942, dem Tag ihrer Deportation, geschrieben hatten und Fotos, die vor allem ihre Familie in Halberstadt zeigen.

In den Aufzeichnungen beschreibt Lilly Cohn nur am Rande die politische Situation, eher sind es kindliche Alltäglichkeiten, die sie schildert. Und doch spürt man die Bedrohung, das Gefühl der Ausgrenzung und liest von den Versuchen der Cohns, ihre Kinder ausser Landes zu bringen.

2003, als Lillyan Rosenberg erstmals wieder ihre Heimatstadt besuchte, führte Jutta Dick mit Lillyan Rosenberg ein lebensgeschichtliches Videointerview. Eingefügt wurde historisches Fotomaterial. Die in Kapitel unterteilten knapp 70 Minuten Laufzeit ermöglichen die Gestaltung mehrerer thematischer Unterrichtsstunden. Eine längere Sequenz gibt einen Einblick in die Biographie von Lillyan Rosenberg, drei kleinere Sequenzen vermitteln Informationen über die Jüdische Schule Halberstadt, die religiöse Erziehung in der Familie und Lillyan Rosenbergs Umgang mit der Ermordung ihrer Eltern im Konzentrationslager. Die

Auf die Überlieferungsgeschichte (Abgabe 1943/45 an das Würzburger Staatsarchiv) folgt ein zusammenfassendes Kapitel zur jüdischen Namenskunde.

Bereits 1781/82 hatte Kaiser Joseph II. für seine österreichischen Erbländer ein allgemeines Toleranzedikt erlassen, 1787 folgte der Nachtrag, jeder Jude solle „seinen eigenen beständigen Geschlechtsnamen in deutscher Sprache“ führen. In Russland galt ähnliches ab Ende 1804, in Frankreich und dem Königreich Westphalen ab 1808. Die Königreiche Württemberg und Hannover folgten 1828, am Ende dieser Entwicklung standen Sachsen, Nassau und das Herzogtum Oldenburg (1834, 1841 und 1852). In Bayern, ab 1806 Königreich, ab 1814/15 um die fränkischen Gebiete und damit um eine ein in Altbayern so gut wie nicht existierende jüdische Bevölkerung erweitert, erfolgte der Erlass eines Ediktes 1813. Vorangegangen waren 1812 Überlegungen zur Namensneuregelung im Grossherzogtum Franken, welche jedoch nicht in die Tat umgesetzt wurden. Galt bisher die Bestimmung, die Niederlassung durch den Kauf eines Schutzbriefes zu ermöglichen, sollte nun an dessen Stelle ein Matrikel treten; allerdings diente auch dieses dazu, unerwünschte Personen an der Niederlassung zu hindern. In Bayern hatte das zur Folge, dass die Zahl der Juden nicht nur stagnierte, sondern – vor allem durch Auswanderung – sank. Ziel des „Edikts über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreich Bayern“ war die Einbindung der Juden in den Staat Bayern. Die vorgeschriebene Annahme bürgerlicher Familiennamen durch die Juden stand „im Zusammenhang mit der allgemeinen Judene-manzipation und der damit einhergehenden Neuregelung des Verhältnisses zwischen den sich reformierenden Staaten und der in vormodernen Zuständen verharrenden Judenschaft.“, so Rosenstock. Voraussetzung für die individuelle Erfassung des einzelnen Bürgers war seine eindeutige namensmässige Zuordnung. An die Stelle der bisher verwendeten Vornamens, dem jener des Vaters oder des Ehemanns beigefügt wurde, traten nun Vor- und Nachnamen. Damit sollten Verwechslungen ausgeschlossen werden. Beide, alter und neuer Name, sind auf den Erfassungsbögen festgehalten, die damit gewissermassen zum Scharnier zwischen zwei Epochen, und damit zu einer zentralen Quelle genealogischer Forschung werden. Gemeinsam mit den bereits publizierten Unterlagen aus dem Staatsarchiv Nürnberg (Die Judenmatrikel 1813-1861 für Mittelfranken, 2003) und den derzeit von der Gesellschaft für fränkische Familienforschung ausgewerteten oberfränkischen Beständen im Staatsarchiv Bamberg wird sich künftig noch deutlicher abzeichnen, wie gross die regionalen Unterschiede jüdischer Namen gewesen sind. Führen in Unterfranken die Namen Strauss, Stern, Frank, Schloss, Kahn und Adler die Häufigkeitsliste an, so sind dies in Mittelfranken Gut(h)mann, Cohn/Kohn, Uhlmann, Meyer (mit Varianten) sowie Rosenfeld(er). Zu beachten bleibt allerdings, dass beileibe nicht alle Familien erfasst wurden, vor allem wenn sie keinen Schutzbrief vorweisen konnten. Als Beispiel führt Rosenstock Abraham Kissinger aus dem unterfränkischen Weinort Rödelsee an, den ältesten bekannten Vorfahren des früheren amerikanischen Außenministers Henry Kissinger.

Die Matrikeln zählen, wie eingangs erwähnt, nicht allein die jüdische Bevölkerung eines Kreises und späteren Regierungsbezirks auf, sondern geben mit den Nachweisen über deren „Nahrungserwerb“ Auskunft über gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damit wird

diese Publikation auch zu einer unverzichtbaren Quelle volkskundlicher Forschung in Europa. Josef Kern



18.000 Austritte aus dem Judentum in Wien

Anna L. Staudacher: ...meldet den Austritt aus dem mosaischen Glauben. 18000 Austritte aus dem Judentum in Wien, 1868-1914. Namen-Quellen-Daten. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2009. 826 Seiten, Euro 100,80.- ISBN 3-631-55832-4

Autorin und Verlag treten seit Jahren mit der Erfassung und Veröffentlichung von aus dem Judentum ausgetretenen Personen, hauptsächlich in Wien, von 1782 bis 1914 hervor (*Wegen jüdischer Religion – Findelhaus*, 2001; *Jüdische Konvertiten in Wien 1782-1868*, 2002; *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782-1914*, 2004). Bestanden die bisher erschienenen Publikationen aus jeweils zwei Bänden, so liegt diesmal ein querformatiger Band mit den Daten zu etwa 18.000 Personen vor. Bezüglich ausführlicher soziologischer Untersuchungen, statistischer Auswertungen und Erläuterungen zu Schriftinterferenzen kann auf Band I der Arbeit aus 2004 verwiesen werden (dazu eine Rezension in: *DAVID*, Heft 53, September 2005).

Die im Jahre 1868 in Kraft getretenen interkonfessionellen Gesetze waren die Grundlage dafür, dass *nur* der Austritt aus einer Religionsgemeinschaft ermöglicht wurde (bisher erfolgte dieser ausschliesslich automatisch bei Annahme der Taufe). Der Austritt erfolgte nunmehr vor dem Wiener Magistrat, ab 1892 vor dem Magistratischen Bezirksamt des Wohnortes. Ab sofort genügte eine formlose schriftliche Erklärung, ein bis zwei Zeilen reichten, mit Angabe des Namens, weiters von Adresse, Beruf, Wohnort und Herkunft und der Unterschrift, wobei Handzeichen beglaubigt sein mussten. Damit hatte der Austretende den Stand der Konfessionslosigkeit erreicht, der mit einem „Rathschlag“ schriftlich bestätigt wurde. Bei einem eventuellen Eintritt in eine andere Religionsgemeinschaft wurde von dieser die amtliche Bestätigung verlangt. Dieser Ablauf führte zu einem Informationsfluss von Magistrat/Magistratischen Bezirksämtern über erfolgte Austritte an die Israelitische Kultusgemeinde, die daraufhin Austrittsprotokolle, und zu diesen noch Austrittskarteien anlegte. Diese beiden (zum Teil lückenhaften) Hauptquellen, behördliche Austrittserklärungen einerseits und die Austrittsprotokolle/Austrittskarteien der IKG andererseits, wurden ergänzt mit Angaben aus anderen Quellen der Israelitischen Kultusgemeinde wie Geburtenbüchern und *Proselytenprotokollen*. Weiters wurden Trauungsmatriken der IKG sowie katholischer und evangelischer Pfarren ausgewertet, insbesondere aber auch Register über Ziviltrauungen vor dem Wiener Magistrat (erhalten ab 1870; Namenregister dazu, erstellt von Anna Staudacher, erscheinen seit 2007 als Beilage laufend in *Adler, Zeitschrift für Genealogie und Heraldik*, Wien), zusätzlich die fallweise getrennt geführten Taufmatriken jüdischer Konvertiten bei einzelnen römisch-katholischen und evangelischen Pfarren, und auch die Gesuche zur Namensänderung bei der *Niederösterreichischen Statthaltere*. Aufgenommen wurden alle Personen, die in Wien ihren Austritt erklärt haben sowie jene, die in den Austrittsaufzeichnungen der IKG aufscheinen, unabhängig davon, ob sie in Wien oder ausserhalb Wiens ausgetreten sind

elitischen Kultusgemeinde und sechzehn Vereinssynagogen gab es in Wien. Eine einzige Nacht, die sogenannte *Reichskristallnacht* am 9. November 1938 genügte, um sie fast alle zu zerstören. Einzig Joseph Kornhäusels Synagoge entging der Vernichtung.

Sechzig Jahre später, 1998, wurde mit der virtuellen Rekonstruktion der ersten Synagoge in der Wiener Neudeggasse begonnen. Ein zeitgenössisches Aquarell von Max Fleischer verdeutlicht, wie sehr die Synagogen als Motiv im Stadtbild verankert waren, von dieser Synagoge ist sogar eine zeitgenössische Aufnahme während einer Zeremonie erhalten. Die 3D-Animationen am Computer geben erstmals in exakt berechneten Perspektiven den Raumeindruck von innen wieder und stellen auch den Baukörper in seiner Gesamtkubatur im städtebaulichen Kontext dar.

21 zerstörte Synagogen wurden rekonstruiert und in diesem Buch systematisch nach demselben Prinzip vorgestellt. Eingangs ist das Gebäude – ob bündig in die Strassenflucht gesetzt, durch einen Vorplatz betont, in einem Hinterhof, auf einem Eckgrundstück oder in irgendeiner Form freigestellt – in einem Lageplan dargestellt und wird so im städtebaulichen Zusammenhang greifbar. Danach geben historische Dokumente – Aquarelle, Fotografien, Ansichten, Grundrisse oder Schnitte der originalen Einreichpläne – Aufschluss über die Quellen, die als Basis zur Rekonstruktion dienen. Sie vermitteln sehr viel Atmosphäre und bilden so eine sehr wertvolle Ergänzung zur Computervisualisierung. Als Eckdaten sind zu jeder Synagoge die Adresse, die jüdische Gemeinde, die sie benutzte, ihr Name, das Einweihungsdatum, der Architekt, das Fassungsvermögen und der Stil angegeben, was einen umfassenden Eindruck vermittelt und die einzelnen Gebäude vergleichbar macht.

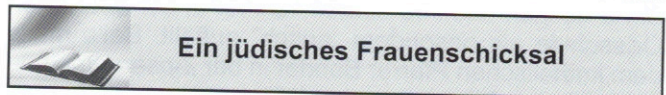
An einigen Synagogen wirkten namhafte Rabbiner, sehr aufschlussreich sind die wechselnden Besitzverhältnisse von der Bauzeit bis in die Gegenwart. Besonders faszinierend ist die Gegenüberstellung von Fotografien der heutigen Situation mit derselben Aufnahme, in die eine visualisierte Synagoge hineinmontiert wurde. Der Vergleich dieser Bilder veranschaulicht den gravierenden baukulturellen Verlust im Stadtbild ganz unmittelbar. Er wiegt umso schwerer, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele Menschen sich an diesen Versammlungsorten trafen.

So hatte der *Grosse Leopoldstädter Tempel der Israelitischen Kultusgemeinde*, der von Ludwig von Förster geplant, 1854-58 gebaut und 1898 von Wilhelm Stiassny renoviert wurde, ein Fassungsvermögen von 2.240 Sitz- und 1.500 Stehplätzen. Der reich mit maurischen, arabischen und assyrischen Stilelementen verzierte, dreischiffige Bau mit den auffallenden Gesimsen und zierlichen Ecktürmen wurde sogar von Rudolf von Alt gemalt. Deutlich zeigt die Visualisierung die zweifarbig verkleidete Fassade und macht die Konstruktion im Innenraum klar ablesbar. Erschütternd ist das Bild der Zerstörung, das nach der *Reichskristallnacht* 1938 aufgenommen wurde. Heute verweisen weisse Säulen auf der Strasse als Reminiszenz an die minarettartigen Türme auf die Geschichte dieses Ortes. Mit diesem Führer in der Hand kann man sich erst wirklich vorstellen, wofür sie stehen.

Bei einigen Synagogen vermitteln die zeitgenössischen

Fotografien und Aquarelle einen lebendigeren Raumeindruck als die *Renderings*. Bei anderen, wo nur wenige Quellen vorhanden sind, vermag die Visualisierung einen vergessenen Ort wieder ins Bewusstsein zu rücken und gleichsam neu zu schaffen. Die Synagoge in der Eitelberggasse in Hietzing ist ein Sonderfall: für ihren Bau wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich auch Richard Neutra beteiligte. Das erste, 1912 auf einem Grundstück in der Onno-Klopp-Gasse ausgeschrieben Verfahren konnte Hugo Gorge für sich entscheiden. Dann aber verlegte man den Bauplatz auf das Eckgrundstück Eitelberggasse – Neue-Welt-Gasse und schrieb 1924 den Wettbewerb zum zweiten Mal aus. Der siegreiche Entwurf von Arthur Grünberger (mit Adolf Jelletz) wurde gebaut. Die feine Plastizität des weissen, klassisch modern anmutenden, tempelartigen Quaders mit den von Davidsternen inspirierten Öffnungen in der Wand wird in der computergestützten Darstellung sehr realistisch veranschaulicht. Auch bei der „funktionalistischen“ Synagoge von Architekt Franz Katlein (mit Carl Fleischer), die in die ersten beiden Geschosse eines Wohnbaus integriert wurde, funktioniert die Visualisierung wunderbar. Fazit: Dieser virtuelle Stadtführer sollte in keinem kultivierten Haushalt fehlen. Er bietet einen Überblick über den Bautyp Synagoge, seine Architekten und macht den kulturellen Reichtum eines ausgelöschten Teils von Wien wieder bewusst und jüdische Geschichte gegenwärtig. Mit ihm in der Hand lassen sich in Gedanken sogar Themen-spaziergänge zu bestimmten Typen oder den Synagogen von Jakob Gartner oder Max Fleischer unternehmen.

Isabella Marboe



Ein jüdisches Frauenschicksal

Claus Stephani: Blumenkind.
München: SchirmerGraf Verlag 2009.
352 Seiten, 1 Karte, Euro 19,80,-
ISBN: 978-3-86555-067-5.

Wenn eine Landschaft in den Medien mythisiert wird, gehen ihre Mythen meist verloren. Osteuropa, lange Zeit in der Finsternis des Sowjetsterns versunken, wird seit nunmehr zwei Jahrzehnten wieder und wieder entdeckt, allerdings sind das selten Wiederentdeckungen, bei denen die reiche Geschichte mitgedacht würde. Eher wird die Sucht nach malerischer Exotik bedient, als dass politischen, geographischen oder gar kulturhistorischen Zusammenhängen auf den Grund gegangen würde. Deshalb ist es lobenswert, dass einem Roman, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Dreieck zwischen der Karpatenukraine, Bukowina und dem nordrumänischen Marmatien (Maramuresch) spielt, eine Landkarte beigegeben wurde.

Auch dass ein in jenen Gefilden als Ethnologe und Mythenforscher bewandeter Autor sich dieses literarischen Stoffes annimmt, ist durchaus vernünftig, und wenn er noch dazu die vielen Idiome und miteinander verflochtenen Legenden versteht, sie so zu „lesen“ und nachzuerzählen vermag wie Claus Stephani, kann der Romanleser von Glück reden: Er kommt unversehens in den literarischen Genuss von jüdischer Kulturgeschichte, er kann lernen, ohne dass er belehrt würde. Im Gegenteil, hier spricht einer zu ihm, der weiß, wovon er redet, wenn er den Verlust von Heimat der aus ihrem moldauischen Dorf flüchtenden Beila Altmann so beschreibt: „Sie sah

anhand tabellarischer Aufzeichnungen einen österreichweiten Vergleich der registrierten bzw. nach den Gesetzen erfassten ehemaligen Nationalsozialisten. Dabei kommt er zu folgendem Schluss: Kärnten lag in der Entnazifizierung nicht unter dem bundesweiten Durchschnitt, sondern im österreichischen Mainstream.

Neben dem im Jahr 1981 erschienen Standardwerk von Dieter Stiefel, das vorwiegend auf überregionalen, ausländischen Quellen basiert, gibt es inzwischen eine ganze Reihe weiterer historischer Arbeiten zur Entnazifizierung in Österreich. Im Gesamtkontext der österreichischen NS-Forschung betrachtet ist es jedoch nach wie vor ein „Nischenthema“. Christoph Kropfisch, ein gebürtiger Kärntner, hat sich bewusst für dieses Thema entschieden, um durch die Auswertung von regionalem Quellenmaterial aus seinem Bezirk Feldkirchen der seiner Meinung nach einseitigen und tendenziösen Kritik an seinem Bundesland entgegenwirken. So präsentiert Kropfisch interessante Regionalquellen aus dem Kärntner Landesarchiv, wie z. B. die Original-Meldeblätter zur Registrierung ehemaliger Nationalsozialisten nach dem Verbotsgesetz.

Die Diplomarbeit von Christoph Kropfisch bietet einen sehr guten Überblick über die Entnazifizierung in Österreich und speziell in Kärnten. Dabei geht er zunächst von der gesamtösterreichischen Situation aus und beschreibt sodann, nach einer allgemeinen Einführung in die Nachkriegsgesetzgebung, die Lage in Kärnten. Die gut strukturierte Arbeit lässt in puncto Entnazifizierung in Kärnten keine Fragen offen und eignet sich für Interessierte, die wissen wollen, wie sich die frühe Nachkriegszeit in Österreich darstellte und wie es zum negativen Bild der Entnazifizierungsmassnahmen kam.

Sandra Knopp

Jüdischer Widerstand im Untergrund

Moshe Beirach: Aus dem Ghetto in die Wälder. Bericht eines jüdischen Partisanen 1939-1945. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Vorwort von Hans Dieter Schell. Kommentiert und mit einer Einleitung versehen von Angelika Benz. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2009. 231 Seiten, 10 Abbildungen, 1 Karte, Euro 9,95.- ISBN: 978-3-596-18199-5

In der Buchreihe „Die Zeit des Nationalsozialismus“, herausgegeben von Walter H. Pehle, liegt seit kurzem eine neue wichtige Veröffentlichung vor, die in der von Wolfgang Benz betreuten Folge „Lebensbilder. Jüdische Erinnerungen und Zeugnisse“ erschienen ist. „Die Entstehungsgeschichte dieses Buches ist windungsreich wie das Leben des Autors Moshe Beirach und seiner Frau Pesia“, schreibt Hans Dieter Schell im Vorwort, wo er über seine erste Begegnung mit der Familie Beirach in Givatayim bei Tel Aviv berichtet. Bald danach kam eine beeindruckende Übersetzung zustande, die Beirach nach der Lektüre im Gespräch mit Schell in seiner jiddischen Muttersprache folgendermaßen bewertet: „Ich hob geweint bajm lesn (...). Du host geschribn, wi ich wolt geschribn, as woltst du geseßn in majn kop.“ Denn für den Autor sei, sagte er, „die deutsche Übersetzung seiner Erinnerungen wie die Rückkehr zu den Wurzeln seiner Kindheit.“

Moshe Beirach, 1918 im polnischen Pabianice, einer Kleinstadt südwestlich von Łódź geboren, wo 1939 rund 13.000 Juden lebten, beschreibt seinen Weg aus dem Ghetto Łódź in die Wälder bei Lida, wo eine starke Partisaneneinheit bis Kriegsende gegen die deutsche

Wehrmacht kämpfte. Die Gründer dieser größten jüdischen Widerstandsgruppe waren die Brüder Tuvia, Zusia, Asael und Aharon Bielski, die nach der Ermordung ihrer Eltern zusammen mit einigen Nachbarn in die Wälder geflohen waren.

Die Bielski-Gruppe bestrafte Kollaborateure, wie Mitglieder der Besatzungspolizei, die sich durch besondere Grausamkeiten auszeichneten, und versuchte immer wieder durch gewagte Sabotageakte das deutsche Besatzerregime zu schwächen. Gleichzeitig aber halfen sie auch, wie Angelika Benz in ihrer Einleitung feststellt, Zivilisten zu schützen und ihnen bei Überleben zu helfen. Wie bedeutsam dieser jüdische Widerstand war, zeigt auch die Tatsache, dass auf den Kopf von Tuvia Bielski eine Belohnung von 100.000 Reichsmark ausgesetzt war. Und obwohl 1943 SS- und Polizeieinheiten in den von der Wehrmacht abgesperrten Gebieten öfters große Razzien durchführten, wurden die Bielski-Partisanen nicht gefasst und konnten bis zur Befreiung durch die Rote Armee, im Sommer 1944, überleben.

Die 108 teils ausführlichen, erklärenden Fußnoten, das in den Text eingefügte Bildmaterial und eine doppelseitige Karte mit den Stationen und Bewegungen Moshe Beirachs, 1942-1944 in Weißrussland, ergänzen diese wertvolle Dokumentation des jüdischen Widerstands im Untergrund – ein bedeutsamer historischer Aspekt, der Achtung und Bewunderung verdient.

Claus Stephani

Nicht immer leicht, a Jid zu sein

Roger Reiss: Nicht immer leicht, a Jid zu sein. Geschichten aus dem jüdischen Genf. Zürich: Chronos Verlag 2010. 171 Seiten, Euro 18,00.- (D) ISBN 978-3-0340-1003-0

Vom Genfer Judentum weiss man in Österreich nur wenig, dabei handelt es sich nach Schätzungen - bei einer Gesamtbevölkerung von 400.000 Menschen - doch um 5.000 bis 6.000 Juden; jedenfalls wurden im Jahr 2000 fast 4.400 Gemeindemitglieder gezählt. Roger Reiss bezeichnet es als ein auf sich selbst zurückgezogenes Judentum, dessen Mitglieder zu einem grossen Teil sephardischer Herkunft sind.

Nach der Lektüre der 26 Kurzgeschichten von Roger Reiss gewinnt man den Eindruck, der Mittelpunkt des jüdischen Lebens in Genf sei weniger die Synagoge, als vor allem das Kaffeehaus *Moule à Gâteau*. Unter den jüdischen Stammgästen hat Roger Reiss auch einige der Protagonisten seiner Geschichten gefunden, da gibt es Überlebende der *Shoah*, die ständig von ihren schrecklichen Erlebnissen berichten, aber niemand will diese hören, oder reiche Bankiers mit ihren Sorgen, so ist einer mit einem terroristischen Sohn gestraft, und natürlich auch missgünstige Arme, die diese Reichen ebenso hassen wie beneiden. Roger Reiss berichtet aber auch von merkwürdigen Erlebnissen auf der gar nicht so einfachen Suche nach koscheren Lebensmitteln, oder von den Schwierigkeiten, manch alte sephardische Tradition in der heutigen Schweiz auszuüben.

Roger Reiss ist ein liebevoller Beobachter des Genfer jüdischen Mikrokosmos und diesen besser kennen zu lernen bieten seine knappen ironischen Erzählungen jetzt Gelegenheit.

Evelyn Ebrahim Nahooray

willessen.at

JETZT NEU!

Schnell & einfach
Essen online
bestellen!



<http://www.willessen.at>

ÖVP

Die Österreichische Volkspartei
wünscht einen schönen Sommer!



Josef Pröll
Bundesparteiobmann



Fritz Kaltenegger
Generalsekretär

Österreichische Volkspartei 1010 Wien, Lichtenfelsgasse 7, Tel +43 (1) 401 26-0, Fax -109, www.oevp.at, email@oevp.at

LINNERTH
EXKLUSIVE HERRENMODE



Am Lugeck 1-2 1010 Wien
Tel.: +431-513 83 18
www.linnerth.com

PAL ZILERI


JACOB COHËN

BOGLIOLI

GIMO'S

C.P.
COMPANY

noch einige Male zurück, denn sie verspürte plötzlich einen leisen Schmerz in der Brust, eine seltsame Sehnsucht, die sie sich nicht erklären konnte, und Erinnerungen aus vergangenen Jahren winkten ihr zu. Heftig und mit beiden Händen, wie das kleine Kinder tun. Doch die vertraute Landschaft, die zurückblieb, schien ihren zärtlichen Blick nicht zu erwidern und hielt anscheinend die Augen geschlossen.“

Um Verlust vor allem geht es in diesem Buch. Es ist die Geschichte einer jüdischen Familie in drei Generationen, das heißt die Geschichte ihres Verschwindens in den Wirren des 20. Jahrhunderts. Beila Altmann im moldauischen Shtetl Arvinitza erscheint die rumänische Padureanca, die Waldfrau und karpatische Schicksalsgöttin, und das Unheil, das sie verkündet, ergreift in seinem Lauf nicht nur Beila und ihren Mann, nicht nur die Juden, sondern alle Menschen in diesem weltabgewandten Winkel: „Die alte und gütige Mutter Bukowina aber, die einst viele Kinder großgezogen hatte... sie musste nun schweigen.“ Dieses Schweigen durchdröhnt das ganze Buch.

Beilas Mann wird von rumänischen Faschisten erschlagen, und die schöne, junge, jüdische Witwe ist mit einem Mal Freiwild. Sie kann den Nachstellungen nur entgehen, indem sie den Ort verlässt und bei Mojsche und Rebecca Herzig im bukowinischen Klinitz Unterschlupf sucht. Die Idylle hat keinen Bestand, Beilas „wilde Lieb“ mit einem katholischen Schwaben ist keine Rettung, denn gezeugt wird unter einer Eiche ein „Blumenkind“ – und die Schönheit dieses sprechenden Namens steht in harschem Gegensatz zu dem, was Maria Esther und ihrer Mutter „blüht“. Sie geraten vollends in den Strudel der Ereignisse, in dem es auch nicht hilft, dass Beila sich als die Christin Berta ausgibt und ihre blonde Tochter in der deutschen Ortsschule als besonders „arisch“ auffällt. Beila muss dem katholischen Pfarrer Bondar in der Zipsergemeinde Marienthal zu Diensten und zu Willen sein und erkennen, dass der Verzweiflung nie ein Ende ist: „Ojberschter, far wus, far wus, far wus ...? Far wus die Schtrof un Schand?“ Doch darauf erwartete sie keine Antwort. Aber fragen durfte man, im Glauben, jemand würde da sein, der einem zuhört.“

Im zweiten Teil des Buches blendet Stephani nun den Besuch einer jungen Frau in einem roten Auto aus dem Westen ein, die in diesen unwegsamen Gefilden nach den Spuren ihrer Herkunft sucht. Es ist Maria, die seinerzeit nach dem Verschwinden ihrer Mutter mit ihren vermeintlichen Großeltern als „Volksdeutsche“ auf der Flucht vor den Russen nach Westen, nach Böhmen und schließlich Bayern geraten ist: „Was man heute nicht mehr weiß: Die ‚Volksdeutschen‘ aus Marmatien saßen in denselben Viehwaggon, in denen man ein Jahr vorher die Juden über Kaschau nach Auschwitz deportiert hatte. In manchen dieser Waggonen waren noch die Namen eingetritz von jüdischen Nachbarn. (...) Der Krieg, der einst in deutschen Stiefeln in den Osten marschiert war, kehrte nun in russischen Stiefeln zurück. Es war die Folge einer Ursache, obwohl die nun Betroffenen die Ursache selbst nicht verursacht hatten.“

Einzelschicksale und -geschichten, Volks-, Völkerschicksale und ostjüdische Geschichte – Claus Stephanis Buch trägt fast mehr, als ein Roman tragen kann, das zeigt schon diese oberflächliche Zusammenfassung. Dennoch trägt er nicht schwer daran, denn der Autor weiß die Ingredienzien stets in ein leserfreundliches Mischungsverhältnis zu setzen: Malerische Elemente des Volksglaubens und gleichsam hingetupfte Schilderungen von Mensch und Natur grundieren das dramatische

Geschehen, und durch die kenntnisreichen, aber nie aufdringlich belehrenden Erinnerungen an all die Beziehungen zwischen den vielen Nationalitäten, die jenen Landstrich bevölkerten, entsteht ein Mosaik, das seine farblichen Harmonien intensiv entfaltet, aber die Risse und Brüche nicht verhehlt.

„Blumenkinder“ sind hier nicht nur jene Menschen, die jenseits der religiösen und nationalen Konventionen geboren werden, ein „Blumenkind“ ist die gesamte Landschaft – gezeugt im innigen bis leidenschaftlichen Zusammenleben vieler verschiedener Menschenkinder, versehrt und zerschlagen im unmenschlichen Widerstreit der Mächte. Das von Claus Stephani gewebte Leichentuch strahlt in den starken Farben eines Bauernteppichs, aus seinem Requiem klingen lieblich hölzern die Musikantenfiedel und heiser blechern das Zimbal, verheißungsvoll und hoffnungslos, wie die Melodien der Klesmorim.

Georg Aesch



Christoph Kropfisch: Die Entnazifizierung in Kärnten unter besonderer Berücksichtigung der Politischen Expositur Feldkirchen. Diplomarbeit, Universität Graz 2008.

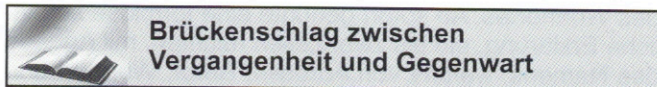
Die österreichische Entnazifizierung habe versagt. Schon in der frühen Nachkriegszeit sei es zu einer starken Re-Integration von ehemaligen Nazis gekommen. So lautet das harte Urteil mancher Geschichtskundiger. Insbesondere das Bundesland Kärnten wird für seinen Umgang mit der Vergangenheit gerügt. Doch gerade in der unmittelbaren Nachkriegszeit, in den Jahren 1945-1947, wurde die Entnazifizierung in Österreich mit grossem Engagement betrieben. Das trifft auch auf das Land Kärnten zu, das noch vor den bundesstaatlichen Entnazifizierungsgesetzen landesautonom Entnazifizierungen durchführte. In seiner 2008 an der Uni Graz eingereichten Diplomarbeit setzt sich Christoph Kropfisch mit der österreichischen Entnazifizierung kritisch auseinander und geht dabei auf die Massnahmen der britischen Alliierten und der Landesregierung in Kärnten sowie der politischen Expositur Feldkirchen genauer ein. Unter die Entnazifizierungsmaßnahmen der frühen Nachkriegsjahre fallen das 1945 beschlossene Verbotsgesetz, die im selben Jahr einberufenen Volksgerichte, das Wirtschaftssäuberungsgesetz sowie das Kriegsverbrechergesetz. Diese Gesetze hatten einen stark sanktionellen Charakter, konnten aber keine 100%ige Entnazifizierung garantieren. Dies wäre nur in totalitären Systemen möglich, eine starke Demokratie hingegen kann auch durch Amnestien verzeihen, so der von Christoph Kropfisch zitierte Historiker Dieter Stiefel. Kärnten hatte als einziges Bundesland bereits eine eigene Landesregierung, bevor es im Mai 1945 Teil der britischen Zone wurde. In Unkenntnis der unter Bundeskanzler Karl Renner in Wien beschlossenen Gesetze wurde in Kärnten ein landesautonomes Entnazifizierungsgesetz verabschiedet, das die Entfernung aller Illegalen aus dem Bereich der Kärntner Landesregierung forcierte und die Entlassung aller SS-Angehörigen anstrebte. Christoph Kropfisch beschäftigt sich in seiner Diplomarbeit auch mit dem spezifischen Nationalismus Kärntens, der seinen Ursprung schon Ende des 19. Jahrhunderts hatte und sich vor allem gegen Wien und die Südslawen richtete. Neben einer Beschreibung der britischen Entnazifizierungsmassnahmen und von deren Schwächen zeigt Kropfisch auch

(bei dieser zweiten Gruppe erfolgten Meldungen an die IKG nur sporadisch).

Die Vielzahl der Quellen, die oftmals phonetische Schreibweise bei Familien- und Ortsnamen und das teilweise mehrfache Abschreiben erbringen eine Fülle von Daten, in denen eine nicht unerhebliche Anzahl Lese- und Schreibfehlern enthalten ist. Diese durch gegenseitiges Überprüfen und Abstimmen nach Möglichkeit reduziert zu haben ist ein grosses, nicht zu unterschätzendes Verdienst der Autorin. Das Ergebnis ist eine alphabetische Auflistung nach Familiennamen (bei Frauen zusätzlich der Name vor der Heirat), ev. Namensänderungen, Vorname, Geburts- und Herkunftsdaten (Ort, Land), Beruf, Austrittsdaten (Jahr, Alter, Familienstand, vor welcher Behörde und IKG-Eintragung). Die aus Platzgründen nur gelegentlichen Fussnoten verweisen auf zusätzliche Literatur.

Nach diesem etwa 700 Seiten umfassenden Hauptteil folgen zwei Konkordanzen, die der *Namensänderung-Jüdischer Name* und die der *Mädchennamen-Frauenamen*, danach die Rekonstruktion der im Original verlorenen *Austrittsprotokolle der IKG 1868-1884*. Quellen- (aus diesem geht die Bearbeitung von Taufmatriken auch in Pfarren rund um Wien hervor) und Literaturverzeichnis schliessen den inhaltsreichen Band ab.

Gedacht für *Historiker, Biographen und Familienforscher* (Vorwort), liegt somit ein weiterer mit Akribie und Sachkenntnis erstellter Band einer Aufarbeitung von Massengruppen vor, der – gemeinsam mit den bisher erschienenen Bänden – für diesen Bereich sehr wohl als Standardwerk bezeichnet werden kann. Horst Doležal



Brückenschlag zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens – virtuelle Stadtspaziergänge.

Wien: Mandelbaum Verlag 2009.

256 Seiten, Euro 19,90.-

ISBN: 978385476-313-0

Synagogen sind ein besonderer Bautyp, der in Wien eine lange Tradition hatte, die bis ins Mittelalter zurückreichte. In seinem einführenden Essay gibt Pierre Genée einen kurzen Überblick über die wechsel- und leidvolle Geschichte der Ansiedlung jüdischer Gemeinden. Die älteste urkundliche Erwähnung von vier „hofstetten um eine judenschul“ datiert aus dem Jahr 1204, Ende des 14. Jahrhunderts umfasste die erste Wiener Judenstadt etwa 70 Häuser und eine Synagoge am Schulhof. Diese Judenstadt wurde 1420 gewaltsam aufgelöst. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts gestattete der Kaiser einer Gruppe „Hofbefreiter Juden“, sich wieder anzusiedeln. 1624 wurde ihnen am *Unteren Werd* ein Wohnbezirk zugewiesen, wo bald die „Alte Synagoge“ entstand und private Betstuben eingerichtet wurden. In den 50-er Jahren baute man in der Leopoldstadt die „Neue Synagoge“. Kurz darauf, 1670, wurde auch die zweite Judenstadt aufgelassen, man vertrieb ihre BewohnerInnen und wandelte die „Neue Synagoge“ in eine Kirche um, die vermutlich der zweiten Türkenbelagerung zum Opfer fiel.

Als es im 17. und 18. Jahrhundert einige Hofjuden zu Ansehen brachten, wurde ihnen 1823 gestattet, die



Türkischer Tempel in der Zirkusgasse, computergestützte Rekonstruktion des Innenraumes. Copyright: Klaus Lengauer, Wien. Mit freundlicher Genehmigung: Mandelbaumverlag

gemeindeeigene Synagoge in der Seitenstättengasse zu erbauen, die vom prominenten Architekten Joseph Kornhäusel entworfen und 1826 vollendet wurde. Der überkuppelte Ovalbau mit dem eingestellten Säulenkranz der Empore ist ein Prachtstück des Klassizismus. Am 21. Dezember 1867 erliess Kaiser Franz Joseph I. das *Staatsgrundgesetz*, das erstmals Juden anderen Staatsbürgern rechtlich gleichstellte und ihnen Religionsfreiheit gewährte. Sie durften sich nach Belieben ansiedeln, Grundbesitz erwerben und jeden Beruf ausüben. Juden aus allen Teilen der Donaumonarchie zogen in die Reichs- und Residenzhauptstadt, ihre unterschiedlichen Herkunftskulturen und Traditionen liessen eine Gemeinde von einzigartiger Vielfalt entstehen. Das zeigte sich auch in den etwa 100 über ganz Wien verteilten Andachtsstätten. 23 davon waren Synagogen, die als eigenständige Sakralbauten in Erscheinung traten.

Ann Katrin Bäumler weist in einem Essay auf die Bedeutung, baulichen und liturgischen Wesensmerkmale der Synagoge hin, die nach Salomon Korn ein Haus der Versammlung (*Bet-ha-knesset*), des Lernens (*Schul*) und des Gebets (*Proseuche* bzw. *Bet Tfila*) ist. Nach Maimonides ist unter einer Synagoge jeder Raum zu verstehen, in dem sich mindestens zehn im rituellen Sinn erwachsene jüdische Männer, der sogenannte *Minjan*, regelmässig und zu festgesetzten Zeiten zum Gebet versammeln.

Dafür boten Wiens Synagogen mehr als genug Raum: Sie wurden von den Stars ihrer Zeit – wie Joseph Kornhäusel und Ludwig von Förster entworfen oder von jüdischen Architekten – wie Wilhelm Stiassny, einem Schüler von Friedrich von Schmidt, Max Fleischer und Jakob Gartner – geplant, die sich auf diese Bauaufgabe spezialisiert und ein eigenes Stilrepertoire entwickelt hatten, um sie formvollendet umzusetzen. Sieben Synagogen der *Isra-*

Erfahrungen der Verfolgung und Ermordung der Juden während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 – 1945 bildeten die Folie, vor der das Videointerview geführt wurde. Im Vordergrund standen aber die Erinnerung an das jüdische Leben in Halberstadt und die jüdische Familie Cohn. Auf diese Weise soll den Schülern ein Einblick in diesen integralen Bestandteil nicht nur der Halberstädter Geschichte vermittelt werden.

Die in der Moses Mendelssohn Akademie entstandene und vom sachsen-anhaltischen Kultusministerium geförderte Publikation, mit der Interview-DVD ergänzt, steht nun nicht nur Schulen für den Religions-, Geschichts- oder Sozialkundeunterricht zur Verfügung, sondern kann auch über die Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt bezogen werden.

Uwe Kraus



Ein versöhnlicher Blick zurück

Hans Steiner: Nie wieder Wien? Erinnerungen an Jugend und Exil. Hg. v. Ruth Steiner.
Wien: Wiener Domverlag 2009.
231 Seiten, Euro 16,90,-
ISBN 978-3-85351

Hans Steiner ist einer von drei Söhnen eines Wiener Facharztes für Orthopädie. Hilfsbereite Dänen pöppeln nach dem Ersten Weltkrieg den Buben als sogenanntes *Wienerkind* in Faaborg auf – es ist der Beginn einer lebenslangen freundschaftlichen Verbundenheit zwischen der Familie auf der Insel Fünen und dem Wiener Bürgersohn.

Noch ahnt niemand etwas von der drohenden Gefahr für die Juden in Deutschland und dann auch im von den Nazis kassierten Österreich. Doch im Mai 1938 kann sich der inzwischen zum Juristen promovierte und zum Rechtsanwalt zugelassene Akademiker nur durch Flucht nach Dänemark vor Verfolgung retten. Auch von dort muss er fliehen. Und schliesslich landet er in Manila auf den Philippinen, dessen Besetzung durch japanische Truppen abermals zur lebensbedrohenden Gefahr für Leib und Leben des Emigranten wird.

Dr. Hans Steiner kehrt nach einer glänzenden beruflichen Karriere – er wird österreichischen Honorargeneralkonsul – als Pensionist wieder nach Österreich, nach Wien zurück. Die meisten Mitglieder seiner Familie – insbesondere die älteren – hatten die Shoah nicht überlebt.

Auch der Jude Dr. Hans Steiner fragt sich, warum er nicht in seiner neuen Heimat bleiben, sondern nach Wien zurückkehren solle. Als er den Schritt getan hatte, schrieb er seine Erlebnisse und Erfahrungen auf. Seine persönliche Auseinandersetzung mit seinem Leben in Wien und in den ersten Jahren im Exil sollte nicht nur seinen Kindern Hoffnung geben.


Steiners Tochter Ruth hat nun diese Aufzeichnungen unter dem Titel „Nie wieder Wien?“ herausgegeben. In einem von ihr verfassten Epilog sucht sie auch die Zweifel ihres Vaters an der Richtigkeit der Rückkehr-Entscheidung darzulegen:

„...anfangs sah er hinter jedem Österreicher einen Nazi und fragte sich immer wieder: Was hat er im Krieg ge-

macht? Verständlicherweise hatte er diesbezüglich eine Neurose, wie viele Flüchtlinge aus dem Jahr 1938.“

Das Buch ist ein interessantes Dokument eines jüdischen Emigrantenschicksals, Steiners Erinnerungen sind ein sehr persönliches Stück Zeitgeschichte, zumal sie ein atypisches Schicksal beschreiben. Doch mindert dies keineswegs den Wert des Werkes, zeugt dieses doch eindrucksvoll vom Zusammenhalt einer in der weiten Welt verstreuten Minderheit in Zeiten gnadenloser Verfolgung.

Peter Klar



Eine Fundgrube für Genealogen

Dirk Rosenstock (Bearbeiter), Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817. Eine namenkundliche und sozialgeschichtliche Quelle. (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg, Band 13)
Würzburg: Schöningh 2008.
352 Seiten, Euro 24,80,-
ISBN 978-3-87717-797-6

Würzburg – Unterfranken, ein Regierungsbezirk im nördlichen Bayern, wies zeitweise die dichteste jüdische Besiedlung Deutschlands auf. Im 19. Jahrhundert erlangte die „Würzburger Orthodoxie“ mit ihrer vermittelnden Position im innerjüdischen Reformstreit weltweites Ansehen. Die später gegründete Israelitische Lehrerbildungsanstalt war eine der führenden Einrichtungen ihrer Art mit europäischer Ausstrahlung gewesen.

1987 wurden im früheren Würzburger Markuskloster mehr als 1.500 Grabsteine und Grabsteinfragmente von Bürgern jüdischen Glaubens aus der Zeit zwischen 1126 und 1346 gefunden. Diese weltweit grösste Ansammlung jüdischer Grabsteine aus dem Mittelalter fand mit der Fertigstellung des Museums und Kulturzentrums „Shalom Europa“ im Dezember 2006 einen neuen permanenten Platz. Seit seiner Eröffnung kamen mehr als 10.000 Besucher in das Haus. In Zusammenarbeit mit der Ronald S. Lauder Foundation New York werden in Würzburg Schabbatprogramme und religiöse Fortbildungskurse angeboten; ausserdem ist in den neuen Räumen ein ebenfalls von der Lauder-Stiftung geförderter Informationsdienst untergebracht, das Epharim-Gustav-Hoenlein-Projekt, welches deutschstämmigen Juden beim Rekonstruieren ihrer Familiengeschichte hilft.

Einen ganz wesentlichen Baustein zur Erforschung regionaler Familiengeschichte und gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis der jüdischen Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts liefert der nun erschienene Band „Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817“, den das Stadtarchiv Würzburg herausgegeben hat. Auf knapp 200 Seiten finden sich die transkribierten Listen der Landgerichte von Alzenau bis Zeil, alter und neuer Name, Erwerbszweig, Stand, Alter, Vermögen sowie das Ausstellungsjahr des Schutzbriefes. Diesen doch eher regionalgeschichtlich relevanten Daten wurde eine 79-seitige Einführung vorangestellt, welche auf ein weit über die Region, ja weit über Bayern hinaus reichendes Interesse rechnen darf. Der Autor Dirk Rosenstock, von Hause aus Vor- und Frühgeschichtler, umreisst zunächst allgemein die Namensproblematik, zeichnet dann die Voraussetzungen und Vorgeschichte des bayerischen Judenediktes von 1813 nach, um schließlich die Umsetzung des Matrikelparagraphen ab Ende 1816 zu beschreiben.

Ein jüdischer Friedhof erhält Unterstützung vom Stift Klosterneuburg

 Tina WALZER

„Es ist unsere Pflicht, die Erinnerung an die jüdische Gemeinde in Klosterneuburg zu erhalten,“ meinte Generalabt Propst Bernhard Backovsky und sagte für die nächsten drei Jahre dem Komitee für die Erhaltung des Friedhofs - in Memoriam Walter Lauber jährlich einen Betrag von 5.000 Euro zu.

Israelitischen Kultusgemeinde Wien den neueren Teil des Friedhofes in einen der Würde des Ortes angemessenen Zustand zu versetzen sowie die Eingangssituation neu zu gestalten. Die nächste grosse Aufgabe stellt sich mit der Sanierung des östlich angrenzenden, älteren Teiles des Areals. Hier erhält der Verein nun wertvolle Unterstützung durch das ortsansässige Stift Klosterneuburg.



Der jüdische Friedhof in Klosterneuburg, Fotos: Peter Schubert, mit freundlicher Genehmigung Stift Klosterneuburg.

Nachdem der jüdische Friedhof der ehemaligen jüdischen Gemeinde Klosterneuburg jahrzehntelang in einen Dornröschenschlaf versunken lag und dementsprechend verwilderte, scheint seine Rettung seit der Formierung des Komitees für die Erhaltung des Friedhofs - in Memoriam Walter Lauber gesichert. In den drei Jahren seines Bestehens hat es der Verein bereits zuwege gebracht, in Zusammenarbeit mit der

Die Klosterneuburger Stadträtin Martina Enzmann freut sich über den in Aussicht gestellten Geldbetrag und meint, damit könne der Verein jährlich mindestens zehn Gräber renovieren. Bereits 2008 hatte das Stift mit einer Spende dazu beigetragen, die stark baufällige Einfriedung des Areals zu reparieren. Die Initiative steht im Kontext der Verpflichtung Österreichs, zur Sanierung und Erhaltung aller jüdischen Friedhöfe in Österreich einen Beitrag zu leisten (*Washingtoner Abkommen*, 2001). Nachdem im Dezember vergangenen Jahres der Bund 20 Millionen Euro auf zwanzig Jahre verteilt zur Erfüllung dieser Aufgabe in Aussicht gestellt hat, müssen nun neben dem Bund auch Länder und Gemeinden, unterstützt durch Spenden, diesem Auftrag nachkommen. „Dass das Stift Klosterneuburg sich als einer der ersten mit einer fixen Zusage daran beteiligt und mit gutem Beispiel vorangeht, macht uns Mut“, meinte der Generalsekretär der IKG Wien Raimund Fastenbauer zu dieser bislang in Österreich einzigartigen Initiative. ■

Information:
Stift Klosterneuburg
Dr. Peter Schubert
Pressesprecher
Stiftsplatz 1
3400 Klosterneuburg
0676/447 90 41
verlag@stift-klosterneuburg.at

Komitee für die Erhaltung des Friedhofs - in Memoriam Walter Lauber
<http://www.juedischerfriedhof.at>

Kontakt-Informationen zu Besichtigungsmöglichkeiten: office@juedischerfriedhof.at

Spendenkonto des Komitees zur Erhaltung des jüdischen Friedhofs Klosterneuburg - in Memoriam Walter Lauber:
Raiffeisenbank Klosterneuburg,
BLZ 32367; Kto.Nr. 34694

des *Mädchenunterstützungsvereines* und erhielt für ihre Arbeit 1937 das *Goldene Verdienstzeichen der Republik Österreich*. Ein Jahr später musste sie noch die Zwangsauflösung des Vereines seitens der NS-Machthaber erleben,¹² bald darauf verstarb sie hoch betagt im 92. Lebensjahr. Generell zu bemerken ist, dass insbesondere Jüdinnen aus bürgerlichem Milieu, viel früher als nichtjüdische Frauen, ins Berufsleben drängten und daher auch auf dem Gebiet der Frauenemanzipation eine bedeutende Rolle spielten.

Die *Schwedische Israelmission*, die in der Zwischenkriegszeit in dem Gebäude in der Seegasse ansässig war und eng mit der evangelischen Kirche in Wien zusammenarbeitete, wurde allerdings damals - insbesondere seitens der jüdischen Orthodoxie - wegen ihrer Missionstätigkeit nicht zu Unrecht als Angriff auf den Bestand der jüdischen Gemeinde gesehen. Dessen ungeachtet bewährte sich diese Institution während der Judenverfolgung in der NS-Zeit, unbürokratisch konnte sie mehr als 3.000 Juden - getauften, aber auch ungetauften - zur Auswanderung verhelfen und sie damit vor Deportation und Vernichtung retten. Die Räumlichkeiten der Mission dienten als Auswanderungsbüro, Wohnungsamt, Mittagstisch und Zufluchtstätte für Verfolgte. Ständige Auseinandersetzungen mit der *Gestapo* führten schliesslich 1941 zur Sperre. Nach dem Krieg waren in den Räumlichkeiten die *Schwedische Mission*, die nun ein Kinderhilfsprogramm organisierte, und das schwedische *Rote Kreuz* untergebracht. 1951 wurde das Gebäude wieder an die *Schwedische Mission für Israel* restituiert, die aber in der Folge vom Konzept der Judenmission endgültig Abstand nahm und schliesslich 1973 die Immobilie an die Wiener evangelische Gemeinde AB verkaufte, die bis heute im Besitz des Bauwerkes ist.¹³

Das Haus in der Seegasse wurde infolge seiner hohen architektonischen und ästhetischen Qualität erst vor einigen Jahren unter Denkmalschutz gestellt, ist aber nicht der einzige Bau Schmidls, dem diese Anerkennung zuteil wurde. Als Ingenieur der *Nordwestbahn* ins-

besondere auch mit der Konstruktion technischer Nutzbauten vertraut, errichtete Schmidl 1906 eine Maschinenhalle für den Industriellen Maximilian Luzzatto (Wien 10, Siccardsburggasse 36), die mit ihrem feingliedrigen Glasdach bis heute als bedeutendes Industrierelikt gilt und daher auch bei einem jüngst erfolgten Umbau erhalten werden musste.¹⁴

Interessanterweise war die Ehefrau Maximilian Luzzattos, der aus einer alten jüdisch Triestiner Familie stammte, Elisabeth (geb. Grünbaum, 1873-1941) ebenfalls in der Frauenbewegung tätig und Vorstandsmitglied und Mitbegründerin des *Österreichischen Komitees für Frauenstimmrechte*.¹⁵ Die möglichen Gründe für den Umstand, dass die meisten Projekte Ludwig Schmidls, der selbst unverheiratet blieb, interessanterweise im Umfeld der Frauenbewegung entstanden, sind heute jedoch nicht mehr zu eruieren. Der Architekt, der darüber hinaus auch einige sehr repräsentative Villen in Hietzing und Währing errichtet hatte, verstarb verhältnismässig jung bereits 1924 in Wien. ■



Detail der Fassade des Schulgebäudes. Foto: U. Prokop.



Maschinenfabrik Luzatto, Wien 10, Siccardsburggasse. Foto: U. Prokop.

1 U. a. die Innenarchitektin Friedl Dicker, der Architekt Ernst Lindner sowie der Maler Fritz Schwarz-Waldegg.

2 Das neue Rothschild-Spital war nach neuesten medizinischen Erkenntnissen eingerichtet, und bedeutende Vertreter der *Wiener Medizinischen Schule* wie Leopold Oser, Otto Zuckerkandl und Viktor Frankl waren dort tätig. Siehe dazu: M. Heindl/ R. Koblizek (Hg.), 125 Jahre Rothschildspital, Donnerskirchen 1998.

3 Siehe dazu U. Prokop, Wilhelm Stiassny, In: DAVID, 21. Jg., Nr. 81 (Juni 2009) und www.architektenlexikon.at

4 Vgl. Der Bautechniker 24.1904, S.281ff.

5 Julius Goldschläger verstarb noch kurz vor Einsetzen der Deportationen am 30. November 1940 in Wien.

6 Vgl. B. Johler (Hg.), 1938, Adresse: Servitengasse, Wien 2007.

7 Vgl. Elisabeth Malleier, Regine Ullmann und der Mädchen-Unterstützungsverein in Wien, In: Ariadne, Almanach d. Archivs der deutschen Frauenbewegung, Heft 35, Mai 1999, S.28ff.

8 Siehe dazu Die Mädchenschule 1910-1922, In: www.meka.at/history

9 Vgl. U. Prokop, Ludwig Schmiedl, In: www.architektenlexikon.at 10 Siehe

dazu Wiener Bauindustriezeitung 27.1909, S.311ff; Die Direktorin des *Cottage-Lyzeums* Dr. Salka Goldmann war Mitglied des Ausschusses des *Wiener Frauenclubs*. Eine persönliche Bekanntschaft mit Regine Ullmann oder anderen Vertreterinnen des *Mädchen-Unterstützungsvereines* scheint höchst wahrscheinlich.

Spuren des jüdischen Wien

Die Schule des *Israelitischen Mädchenunterstützungsvereines* in der Rossau

 Ursula PROKOP

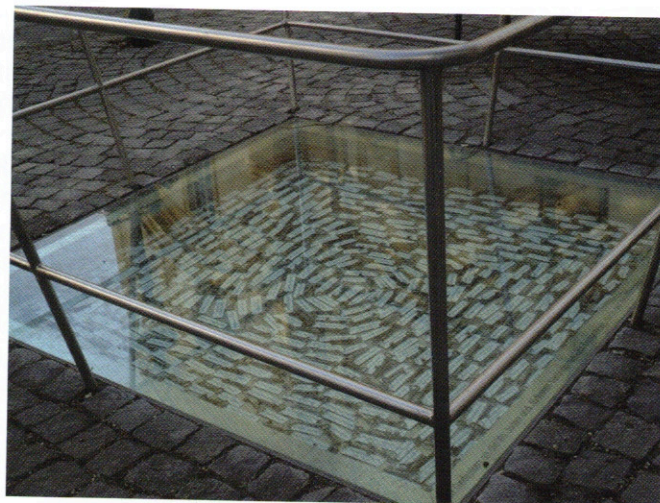
Bereits seit dem frühen 16. Jahrhundert war das Gebiet der Rossau, rund um die heutige Seegasse - damals das „Obere Werd“ - ein Kerngebiet der Wiener jüdischen Gemeinde. Von hier aus wuchs die so genannte „Judenstadt“ allmählich bis ins „Untere Werd“ (Teile des heutigen zweiten Bezirks). Es war im Oberen Werd, wo bereits in der Frühzeit ein kleiner Friedhof angelegt wurde, dessen ältester erhaltener Grabstein aus dem Jahre 1582 datiert.

Immer wieder einsetzende Vertreibungen, insbesondere 1669 unter Kaiser Leopold I., unterbrachen diese Entwicklung, konnten sie allerdings nie völlig zum Erliegen bringen. Da die Wiener Juden trotz widriger Zeitläufe bis auf eine kurze Unterbrechung im Besitz des kleinen Friedhofs blieben, liessen sich hier - insbesondere nach

der Errichtung des Jüdischen Krankenhauses durch Samuel Oppenheimer 1698 - allmählich wieder Juden nieder. Im Laufe der Geschichte entwickelte sich diese Gegend dann zu einem vor allem von gutbürgerlichen jüdischen Kreisen bevorzugten Stadtviertel, das gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine besondere Blüte erlebte. Nicht zufällig lebten hier so prominente Persönlichkeiten wie Sigmund Freud oder Viktor Adler - beide auf der berühmten Adresse Berggasse 19: Generell bevorzugten viele Künstler und Intellektuelle diese Gegend.¹

Auch das Krankenhaus in der Seegasse wurde durch das stetige Wachstum der jüdischen Gemeinde, insbesondere infolge des Zuzugs aus Osteuropa, bald zu klein, so dass man 1870 mit tatkräftiger finanzieller Unterstützung der Familie Rothschild ein neues Spital am Währinger Gürtel erbaute, das die längste Zeit eines der modernsten in Wien sein sollte.² Auf dem traditionsreichen Areal in der Seegasse hingegen wurde ein Altersheim errichtet. Beide Gebäude entstanden nach Plänen des damals auf diesem Gebiet führenden Architekten Wilhelm Stiassny (1842-1910).³ Dem Anwachsen der jüdischen Bevölkerung entsprechend wurde 1889 in der nahe gelegenen Müllnergasse auch ein

neuer, prächtiger Tempel von Max Fleischer (1841-1905), einem der bedeutendsten Spezialisten des Synagogenbaues, errichtet. In der Formensprache der Neugotik gehalten, unterschied er sich kaum von zeitgleichen Kirchenbauten und symbolisierte in gewisser Weise den Assimilationswillen der gehobenen bürgerlichen Kreise dieses Viertels.⁴ Im Zuge des Aufschwunges wurden auch zahlreiche moderne Miethäuser gebaut. So entstand um 1904/5 in der Servitengasse nach den Plänen der jüdischen Architekten Jakob Modern (1838-1912) und Julius Goldschläger (1872-1940) eine Gruppe von Jugendstilbauten, die bis heute ein bemerkenswertes Ensemble bilden.⁵



Mahnmal der Deportierten auf dem Servitenplatz. Foto: U. Prokop.

Nach der Vertreibung der jüdischen Bewohner in der NS-Zeit und der Zerstörung aller Einrichtungen sind nur mehr

sehr vereinzelt Spuren von diesem regen jüdischen Leben in der Rossau erhalten. Das Altersheim wurde - nachdem alle Insassen deportiert worden waren - 1943 aufgelöst. In der Nachkriegszeit an die Kultusgemeinde restituiert, wurde es von dieser nochmals kurzfristig genutzt, um schliesslich an die Gemeinde Wien verkauft zu werden, die an dieser Stelle Anfang der achtziger Jahre ein modernes Seniorenheim errichtete. Einzig der kleine, uralte Friedhof an der Rückseite des Gebäudes ist noch erhalten. Auch die schöne Synagoge von Max Fleischer wurde zerstört, nur mehr eine Gedenktafel an einem unauffälligen Neubau erinnert noch an diese Stätte. Die hübschen Jugendstilhäuser in der Servitengasse sind zwar erhalten, das schreckliche Schicksal ihrer Bewohner war jedoch bis vor kurzem weitgehend vergessen. Da der Anteil der Juden in dieser Gegend besonders hoch war, wurden hier Anfang der vierziger Jahre sogenannte *Sammelwohnungen* eingerichtet, wo man die Menschen vor der Deportation zusammenpferchte, um sie möglichst schnell erfassen zu können. Daher war die Zahl der Opfer in dieser Gegend besonders hoch; ein Umstand, der erst in jüngster Zeit durch ein Forschungsprojekt aufgearbeitet wurde.⁶ Heute erinnert neben einer Gedenktafel mit den Namen der

Die Überwindung der Geschichte

Wiener jüdische und nichtjüdische Initiativen als Schritt in die Zukunft

 Tina WALZER

Zwei Initiativen stellen in Wien die Folgen der Shoah in einen neuen Kontext. Während sich der Verein Servitengasse 1938 um die Erforschung der einstigen Ereignisse in seiner unmittelbaren Nachbarschaft bemüht, wird Wien im Sommer 2011 als Austragungsort der Europäischen Makkabi-Spiele erstmals seit der Shoah Ziel tausender jüdischer Besucher sein, die bisher in Erinnerung der einstigen Vertreibung keinen Fuss in diese Stadt gesetzt hatten.

Ausgehend von einer Nachbarschafts-Initiative, bemüht sich der Verein *Servitengasse 1938 zur Erforschung von jüdischen Schicksalen am Alsergrund* seit sechs Jahren, mehr über die ehemaligen jüdischen Bewohner seines Stadtviertels im 9. Wiener Gemeindebezirk herauszufinden. Nachdem im April 2008 nach längeren Auseinandersetzungen ein Mahnmal an der Servitengasse / Ecke Grünentorgasse eingeweiht werden konnte, präsentiert der Verein nun Einzelschicksale ausgewählter ehemaliger Bezirksbewohner in einer Ausstellung.

Die Aktivitäten des Vereines können sich sehen lassen: Die *Schlüssel gegen das Vergessen* versinnbildlichen mit alten Wohnungsschlüsseln zum zerstörten Zuhause vertriebener, deportierter Juden die Kraft des Erinnerns. Daneben widmet sich der Film *Unter dem Alsergrund – Servitengasse 1938* von Tobias Dörr und Henri Steinmetz (Ö 2006, 61 min) den Schicksalen der ehemaligen Nachbarn. Die fundierte Forschungsbasis zu den Projekten lässt sich im Forschungsbericht *Servitengasse 1938; Schicksale der Verschwundenen* nachlesen¹, ein Buch eröffnet darüber hinaus den Blick auf die einstigen Nachbarn auch einem breiten Publikum.² Insgesamt spiegeln die Aktivitäten des Vereines eine in den letzten Jahren zunehmend populäre neue Hinwendung zur einem verdrängten Kapitel der Geschichte der Stadt. Das Interesse an individuellen Schicksalen der Opfer ist in den Vordergrund getreten, wie auch die immer zahlreicher angebrachten *Stolpersteine* beweisen.³ Die Beschäftigung mit der Frage, was wohl mit den vielen ehemaligen jüdischen Bewohnern der eigenen und umgebenden Wohnungen, den Betreibern der Geschäfte, Betriebe geschehen sein mag, wird zunehmend in den gelebten Alltag der heutigen, vorwiegend nichtjüdischen Bewohner integriert und markiert damit ein Ende der Nachkriegsära, die vom Vergessen-Wollen geprägt gewesen war.

Eine andere Art, die traumatischen Folgen der Shoah zu überwinden zeigt sich in der Tatsache,

dass Wien zum Austragungsort der *Europäischen Makkabi-Spiele* im Sommer 2011 gewählt wurde. Diese werden damit die ersten Makkabi-Spiele auf deutschsprachigem Boden sein. Nachdem sich vier Städte – St. Petersburg, Stockholm, Madrid und Wien - als Austragungsort beworben hatten, gab die



Die erste Maccabia, Israel 1932. Copyright EMC, mit freundlicher Genehmigung EMG Wien 2011.

Überlegung der „games of short distances“ doch den Ausschlag für Wien. Ähnlich der Olympiade fungierte hier die *Europäische Makkabi-Konföderation* als Ausschreiber, Bürgermeister Michael Häupl unter-



Eröffnung der Maccabia, Israel 2009. Foto: Itamar Grinber, mit freundlicher Genehmigung EMG Wien 2011.

stützte die Wiener Kandidatur. Die Spiele werden im und um das neue *Hakoah-Sportzentrum* im Prater ausgerichtet.

Die ersten Spiele hatten 1929 in Prag stattgefunden, gefolgt von Antwerpen 1930. Es folgte eine Pause von 29 Jahren, bis die dritten *Makkabi-Spiele* in Kopenhagen abgehalten wurden. Seither finden die *Europäischen Makkabi-Spiele* alle vier Jahre statt, ähnlich wie die *Makkabiade* in Israel (erstmalig 1932 in Tel Aviv, dann ab 1950 regelmäßig).

Harry Weil und Bernhard Schwarz. Als Kantor fungierte Jacob Weil. Dr. Link, der Rabbiner in Innsbruck war, betreute zu dieser Zeit die jüdische Gemeinde in Vorarlberg. Die jüdische Schule war zu dieser Zeit nicht mehr in Gebrauch, und Kantor Weil wohnte damals im früheren Rabbinerhaus.⁷ Während der folgenden Jahre unterstand die Vorarlberger Gemeinde in administrativer Hinsicht der jüdischen Gemeinde in Innsbruck.

Während der NS-Zeit und der damaligen Verfolgungen verzogen die meisten Hohenemser jüdischen Bewohner nach Wien. Zur Zeit der Deportationen im Jahre 1942 bestand die Gemeinde nicht mehr. Die nach Wien gezogenen Hohenemser Juden teilten das Schicksal der dortigen Juden.

Der jüdische Friedhof in Hohenems überstand die NS-Zeit, wurde aber nicht gepflegt und verwahrloste im Laufe der Jahre und Jahrzehnte. Die kleine jüdische Nachkriegsgemeinde in Innsbruck hatte nicht die Mittel, den Friedhof instand zu halten.

Da in früheren Jahren eine Anzahl Hohenemser jüdischer Familien nach St. Gallen (Schweiz) gezogen waren, gründeten deren Nachkommen den *Verein zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs in Hohenems*. Dreihundertfünfzig Jahre nach Einweihung des Friedhofs traf sich diese Gruppe von Nachkommen am 3. September 1967 in Hohenems zu einer Gedenkfeier, wo der St. Galler Rabbiner Dr. Lothar Rothschild sprach.⁸ Ein Zeitungsbericht aus dem Jahre 1970 erwähnt die Beerdigung von Harry Weil, der in die Vereinigten Staaten ausgewandert war. Auf seinen Wunsch wurde er auf dem jüdischen Friedhof in Hohenems beigesetzt. Viele Ortsbewohner nahmen an dieser Beerdigung teil. Er wurde 1898 in Hohenems als Sohn des dortigen Kantors geboren. Vor seiner Emigration spielte er die Orgel in der Synagoge und war aktiv im dortigen Gesang- und Orchesterverein.

St. Gallen, Schweiz

Die jüdische Gemeinde in St. Gallen war erst im Jahre 1863 gegründet worden. Als durch einen Todesfall im Jahre 1869 die Notwendigkeit eines jüdischen Begräbnisses entstand, wurde um diese Zeit der jüdische Friedhof eingeweiht. Bis dahin waren die Toten nach Hohenems überführt worden. Das erste Betlokal stammt aus dem Jahre 1866. Es befand sich in gemieteten Räumen in einem Hinterhaus in der Nähe des Stadtzentrums. Um diese Zeit stellte die Gemeinde ihren ersten Rabbiner ein, Dr. Engelbert. Die gemieteten Räume waren nur eine vorübergehende Lösung. Im September 1881 wurde eine repräsentative Synagoge errichtet. Diese befindet sich noch heute in der Frongartenstrasse. Unter den Rednern bei der Einweihung befand sich Dr. Adolf Guttmann, der damals Rabbiner in Hohenems war. Beide Gemeinden adaptierten gemässigte Reformen im Gottesdienst. Während die Grundlage traditionell war, gab es gewisse Neuerungen und Änderungen. Neben den hebräischen Gebeten gab es deutsche

Passagen. Die kantoralen Gesänge wurden von einem Harmonium begleitet. Gewisse Abweichungen von der Tradition fanden auch an Fest- und Feiertagen statt.

Dr. Engelberts Nachfolger wurde Rabbiner Dr. Emil Schlesinger, der zwischen 1900 und 1939 in St. Gallen amtierte. Weitaus bekannter ist Rabbiner Dr. Lothar Rothschild, der 1943 nach St. Gallen kam und 1968 in den Ruhestand trat.⁹ Sein Nachfolger wurde Rabbiner Imre Schmelczer.

Über die Grösse der jüdischen Gemeinde in St. Gallen liegen wenig statistische Angaben vor. In einem Interview im Jahre 1990 schätzte Simon Rothschild, der Gemeindevorsitzende, die Zahl auf 120 Personen. Da die jüdische Religion im Kanton St. Gallen als *Konfession* nicht anerkannt wird, können Juden nicht gezwungen werden, Mitglieder einer jüdischen Gemeinde zu werden, da diese keine Korporationsrechte haben. Er versprach alles, was in seiner Macht stände, zu tun, um den legalen Status zu ändern. Nach seiner Schätzung könnte die Zahl der Juden im Kanton etwa 350 betragen (1990).

Kontakte:

Jüdisches Museum Meran
Schillerstraße 14
39012 Meran
Email: e.innerhofer@virgilio.it

Jüdisches Museum Hohenems
Villa Heimann-Rosenthal
Schweizer Strasse 5, A-6845 Hohenems
Tel. 0043-(0)5576-73989-0
Fax 0043-(0)5576-77793
Email: office@jm-hohenems.at
Öffnungszeiten Büro
Dienstag bis Freitag 9-12 Uhr und 14-17 Uhr

Jüdische Gemeinde St. Gallen
c/o Dr. Roland Richter
Merkurstrasse 4
9000 St. Gallen
Tel.: 071- 222 16 14
Fax: 071- 222 57 34
Email: r.richter@bluewin.ch

Verein zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs in Hohenems

Präsident: Yves M. Bollag, CH-6926 Montagnola
Ehrenpräsident: Kurt Bollag, CH-9443 Widnau
Bankverbindungen:

Alpha Rheintal Bank, CH 9442 Berneck,
Kto. 30.38154-9

Dornbirner Sparkasse

Filiale A-6845 Hohenems, PC 0200-048924

Gerhard Salinger, geboren 1922 in Stolp/ Pommern (heute Slupsk, Polen), zwischen 1943 und 1945 in den Konzentrationslagern Auschwitz, Buchenwald, Dachau. Lebt seit 1947 in den USA, MBA an der New York University in Geschäftsverwaltung, beruflich in Steuerangelegenheiten tätig. Zahlreiche Veröffentlichungen zur jüdischen Geschichte in Ost- und Mitteleuropa,

und die wenigen Jugendlichen und Studierenden in einer ehemaligen Synagoge. Wie lange sie das noch tun können, ist fraglich, denn ein mächtiger Sturm hat im Sommer das Dach abgedeckt. Der notdürftige Schutz lässt befürchten, dass über den Winter die Schäden zunehmen werden. Bei den Ruinen der Synagoge und dem Mahnmahl für die Toten des Lemberger Ghettos nahe der Eisenbahn finden sich wieder Hakenkreuzschmierereien. Provokationen wie auch in anderen Teilen Europas, wird mir gesagt, aber es gibt niemanden, der sie beseitigt. Die orthodoxe Synagoge befindet sich abseits von all

Autoren übersetzen, die kaum mehr jemand in der Ukraine kannte. Sie hat in einem Land voll neuer Denkmäler auch Gedenksteine für jene errichtet, an die man sich nicht mehr erinnerte oder erinnern wollte, weil sie Juden waren. Und sie hat Wissenschaftler und Schriftsteller von heute, darunter auch kulturschaffende Mitglieder jüdischer Gemeinden, gefördert und einen Austausch über Grenzen ermöglicht. Ihre Tätigkeit wird aber 2010 beendet, da öffentliche österreichische Stellen ihre Unterstützung einstellen. Diese Form des Engagements ist in Österreich offenbar nicht mehr förderungswürdig. Für die Ukraine, ihre Geschichte und das Verschwinden jüdischen Lebens gibt es kein Interesse. ■



Enthüllung einer Gedenktafel für Joseph Roth am Haus seines Onkels in Lemberg, initiiert von der Österreich Kooperation, Oktober 2009.
Foto: Ch. Konrath.

dem in einer Gasse neben dem Bahnhof. Sie wurde vor einigen Jahren wiederhergestellt. Als ich dort war, war gerade *Sukkoth*, und einige ältere Männer hatten sich zum Abendessen eingefunden. In der Synagoge sind doch noch 20 kleine Laubhütten aufgestellt, die Kinder gebastelt haben. Die jüdische Gemeinde kämpft hier um ihr Überleben, und sie ist sich bewusst, dass nicht nur ihre Sprache vergeht. Das Interesse, das andere ihr entgegenbringen, scheint nicht allzu gross zu sein.

In den vergangenen Jahren hat – in Österreich fast unbemerkt – die *Österreich-Kooperation* einiges zu bewegen versucht. Diese Initiative wurde 1993 gegründet und unterhielt seit 1998 ein Büro in Lemberg. Zu ihren Hauptaufgaben zählte Kultur-, Wissenschafts- und Forschungsaustausch und -förderung. Die *Österreich-Kooperation* liess auch Bücher „altösterreichischer“ und somit oft jüdischer

oiiip

Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1040 Wien
Operngasse 20 B
Tel. +43 (0)1/581 11 06
Fax +43 (0)1/581 11 06-10

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID einen schönen Sommer

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

**Trattoria Ristorante
Spumante - Weinbar &
Fischspezialitäten**

**Gersthofer Str 71
1180 Wien**

Telefon: 01/4791138

wünscht allen Kunden, Freunden
und Bekannten
einen schönen Sommer!

Wir sind vielleicht die Letzten Begegnungen in Lemberg

 Christoph KONRATH

Am 22. Januar 2010 hat der ukrainische Staatspräsident Wiktor Juschtschenko dem Nationalistenführer Stepan Bandera posthum den Titel *Held der Ukraine*, die höchste Auszeichnung des Staates, verliehen. Knapp vor der Stichwahl um seine Nachfolge hat er damit noch ein deutliches geschichtspolitisches Signal gesetzt. Bandera ist hierzulande kaum jemandem ein Begriff. Wer aber durch den Westen der Ukraine fährt, begegnet ihm allerorten, und wer dort Juden trifft, muss rasch erkennen, welche Schatten dieser Politiker bis heute wirft.

Ich hatte im Oktober 2010 das Glück, Boris Dorfman zu treffen und von ihm Einblick in Geschichte und Gegenwart der Juden in Lemberg zu bekommen. Was mir zuvor auf der Fahrt durch die Gebiete der ehemaligen Bukowina und Ostgaliziens aufgefallen war, was ich in Gesprächen mit jungen Historikern, die sich um eine kritische Auseinandersetzung mit Geschichte mühen, erfahren hatte - in der Begegnung mit ihm gewann es an Intensität.

Boris Dorfman zählt als 86-Jähriger noch immer zu jenen, die sich rühlig um das jüdische Gemeinde- und Kulturleben Lembergs kümmern. Als Freund des 2009 verstorbenen Josef Burg hält er die Tradition jiddischer Artikel in einer Zeitung der Gemeinde aufrecht. Diese beschränken sich mittlerweile bloss auf eine Seite, da sie kaum jemand versteht. Dorfman ist – wie so viele andere auch – erst nach dem 2. Weltkrieg nach Lemberg gekommen. Nur ganz wenige der jüdischen Familien lebten schon davor in dieser Stadt, deren jüdisches Leben heute allzu oft Gefahr läuft, romantisiert oder

verkitscht zu werden. Aber nicht nur die Juden, auch der bei weitem überwiegende Teil der restlichen Bewohner Lembergs ist erst nach 1945 hierher gekommen. Bürgerkrieg, Hungersnot, Weltkrieg und Vertreibungen haben in der Ukraine zu ungeahnten Veränderungen innerhalb der Bevölkerung geführt. Und die Geschichte der Menschen, die heute hier leben, findet nur wenig Anknüpfungspunkte zur Geschichte der Orte, an denen sie leben. Aber dennoch und wohl gerade auch deshalb betrachten viele Ukrainer Lemberg als „ihre“ Stadt, während die Juden, für sie Fremde geblieben, Vorurteilen und Vorwürfen ausgesetzt sind.



Sukkot Lemberg. Foto: Ch. Konrath

nach Selbstbestätigung, Selbstbehauptung und Abgrenzung geprägt. Das fällt am Auftreten vieler auf, die Bestätigung in Statussymbolen suchen, ebenso



Synagoge Lemberg. Foto: Ch. Konrath.

Seit der Unabhängigkeitserklärung 1991 wird das Land durch die Suche wie an der Erneuerung von Kirchen-, Nations- und Geschichtsbewusstsein. Die Neubewertung der Geschichte geschieht dabei in Auseinandersetzung mit den Umdeutungen und Verfälschungen, die während der Sowjetzeit stattgefunden haben. Im Vordergrund jedoch stehen die historischen Probleme des 20. Jahrhunderts: die Ukrainische Volksrepublik, die Nationalkommunisten, die Hungersnot von 1932/33 und die Säuberungen Stalins sowie die Rolle der *Organisation Ukrainischer Nationalisten* (OUN) und der aus ihr hervorgegangenen *Ukrainischen Aufstandsarmee* (UPA), in denen der eingangs genannte Stepan Bandera eine wichtige Rolle spielte.

*Die Bezirksvorsteherin
von Favoriten*
HERMINE MOSPOINTNER
*wünscht einen schönen
Sommerurlaub!*

Ing. Turgut Mermertas
und Familie
*wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!*

**DER KULTURVEREIN
DAVID DANKT
ALLEN GÖNNERN
FÜR DIE
ZAHLREICHEN
SPENDEN!**

Bezirksvorsteherin
Martina Malyar

wünscht im Namen der
**Bezirksvertretung
Alsergrund**
einen schönen Sommer.

Bezirksvorsteher
NORBERT SCHEED
wünscht im Namen
der Bezirksvertretung
Donaustadt

allen LeserInnen einen
schönen, erholsamen und
friedlichen Sommer!

FAMILIE
ROBERT HERZLINGER
*wünscht allen
Kunden, Freunden
und Bekannten
einen schönen
Sommer!*

a.o.Univ.-Prof. Dr. Paul Haber
Facharzt für Innere Medizin
1130 Wien, Schloss Schönbrunn, Gartendirektorstöckl.
Tel.: 01/876 90 91
Hanni Haber, Susi Haber und Anna Haber

*wünschen allen Freunden und Bekannten einen
schönen Sommerurlaub!*

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur Oscar & Ariel
Heller**

wünschen allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie
wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
einen angenehmen Sommer!

Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!

TIBOR KARTIK
und Familie

wünschen allen Verwandten
und Freunden einen
schönen Sommer!

Mag. Tina Walzer
und Familie
*wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!*

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

Mehr als eine Vorlage Hugo von Hofmannsthal in der Welt der Sefarden

 Michael HALÉVY

Von Izmir bis Wien wurden zahlreiche judenspanische Romane, Theaterstücke und Gedichtbände gedruckt, nicht wenige von ihnen in kurzlebigen Schriftenreihen (*bibliotekas*), verlegt von literarischen Zirkeln, Verlagsbuchhändlern oder im Selbstverlag. Die Mehrzahl jedoch erschien in den sefardischen Wochen- oder Monatszeitschriften, so zum Beispiel in den von Shem Tov Semo und Adolf von Zemlinszky herausgegeben Wiener Zeitschriften *El Koreo de Vyenah*, *Ilustra Guerta de Istorya* und *Guerta de Istorya*.¹ So versprochen zum Beispiel die auch Spezialisten unbekanntenen Wiener Verleger Sommer & Dogin dem Wiener Publikum eine ambitionierte *Biblioteka Univerzala* (Bibliothek der Weltliteratur), in der alle zwei Wochen ein Titel erscheinen sollte (*“aparesera kada 14 dias un livriko”*). Im Anhang zu ihrem 1894 verlegten Roman *Un renyegador de Israel. Istorya interesante i verdadera, traduksyonada de la lengua almana* (Ein Abschwörer Israels. Eine interessante und wahre Geschichte, übersetzt aus dem Deutschen)² kündigten die Verleger eine Vielzahl von Titeln an, von denen jedoch kein einziger erscheinen sollte.

Der Aufstieg Wiens zur jüdischen Metropole Europas, in die zahlreiche ehrgeizige junge sefardische Studenten aus Kroatien, Bosnien, Serbien, Bulgarien und der Türkei strömten, machte die Sefarden mit der aschkenasischen Welt und ihren Sprachen, dem Yidishen und dem Deutschen, bekannt. So erschien Goethes *Werther* 1906 in Saloniki, und 1908 in Jerusalem der sensationslüsterne Roman *La mano kortada i la revolusyon en el palayso en Konstantinopoli* (Die Kaiserin mit der blutigen Hand, Wien 1872) von dem auch bei den Sefarden überaus populären Wiener Feuilletonromancier Theodor Scheibe.

Es ging aber auch seriöser zu. In Sofia verlegte Jacques Cappon in der Druckerei Widdin von Joseph M. Benbasa eine *Biblioteca Judio-Espaniola*, von der meines Wissens jedoch nur zwei Bände erschienen sind. Diese kaum bekannte „Bibliothek“, deren Bände nicht in der Rashi-Schrift, sondern in lateinischen Lettern gedruckt wurden, sollte das Publikum mit den

besten klassischen und modernen Autoren, national (jüdisch?) wie international, vertraut machen:

„Ich habe die Absicht, die Werke berühmter Autoren herauszugeben und rechne dabei mit der Unterstützung der verehrten jüdischen Organisationen [...], damit in jedem Hause, in dem Spanisch (!) gesprochen wird, diese Bücher gelesen werden mögen.“



Titelblatt der judenspanischen Übersetzung des *Jedermann*. Eine Kopie des Buches befindet sich heute in der Bibliothek von Yad Vashem.
Abbildung: M. Halévy.

Die Sprache seiner Übersetzungen bzw. Bearbeitungen nennt Cappon *castiliano-espaniol* gemischt mit *judio-espaniol*, so wie es die Sefarden heute sprechen (*que nuestro pueblo lo pratica*).

Die Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Weltliteratur sollte das jüdische Volk, das Volk des Buches (*Pueblo del Libro*), in die Lage versetzen, von den Völkern geachtet und geschätzt

zu werden (*ser preciados y respetados*). Dafür müssten sich seine Leser jedoch von der antiquierten Rashi-Schrift verabschieden und eine Annäherung an die moderne spanische Sprache vollziehen.³ Und diese Annäherung sollte vor allem Übersetzungen aus den grossen Kultursprachen in das hispanisierte *Judenspanische* ermöglichen.

Für viele Sefarden ist ihre Sprache nur ein Jargon, der weder zur Wissenschaft noch zur Literatur taugt. Während in vielen *judenspanischen* Zeitschriften eine erregte Debatte über die Sprachenfrage geführt wird, die sich durch die Zionisten noch verschärft, die vehement das Hebräische als Nationalsprache propagieren, beteiligt sich ein Wiener Student an der Sprachdebatte, die in der Zeitschrift *El Amigo del Pueblo* leidenschaftlich geführt wird. Auch für ihn ist die Lage des *Judenspanischen* „*muy desesperada* und *en perikolo*“ (verzweifelt und gefährdet). Er beklagt die Armseligkeit seiner Muttersprache (*akurtamyento i la provedad de palavras ke es la kavza ke oy se burlan i se riyen de muestra flaka literatura*), verteidigt aber im Gegensatz zu der Mehrzahl der Diskussionsteilnehmer das Festhalten am *Judezmo*, ja, er fordert die sefardischen Intellektuellen geradezu auf, ihren Beitrag zur Erneuerung der *judenspanischen*

om Geld Fenchels Filmbauten und „modernistische Architektur“, die in ihrer Gestaltung „an den deutschen Film der zwanziger Jahre“ anknüpften.⁷ Und auch die zeitgenössische Presse war wohlwollend. So schrieb das *Rotterdamsch Nieuwsblad* Anfang November 1936:

„Mehr in diesem Film deutet auf internationales Niveau. So hat der Filmarchitekt Heinz Fenschel [sic] eine brillante Ausstattung entworfen.“⁸

Heinz Fenchel, der bis zu seiner Emigration nach Palästina noch einen Wohnsitz in Berlin hatte, verliess im November 1936 Deutschland. Nach kurzen Zwischenstationen in Prag, wo er für einen befreundeten Hotelier ein Landhaus entwarf,⁹ und in Budapest, wo er Abschied nahm von seinem engen Freund, dem Komponisten Ferenc Farkas (1905-2000), mit dem er gemeinsam an den fünf Fejos-Produktionen beteiligt gewesen war, erreichte Fenchel Anfang 1937 Palästina. Noch ist wenig bekannt über seine Entscheidung, in das Land der „jüdischen Heimstätte“ auszuwandern. Viele namhafte Regisseure, Schauspieler und Filmarchitekten emigrierten nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten nach England bzw. in die Vereinigten Staaten, wo sie – wenn auch zum Teil unter schwierigen Umständen – ihre Arbeit fortsetzen konnten. Der jüdische Sektor Palästinas besass demgegenüber keine florierende Filmindustrie, die den Lebensunterhalt des Emigranten hätte decken können.

Heinz Fenchel arbeitete nach seiner Emigration nach Palästina nie wieder als Filmarchitekt. Es gelang ihm jedoch, sich als innovativer Architekt und Designer für Interieurs zu profilieren und Auftraggeber für zahlreiche öffentliche und private Bauaufgaben sowie Inneneinrichtungen zu finden. Seine erste Arbeit im Land war 1938 das bekannte und beliebte *Café Pilz* in der Hayarkon Strasse 81 in Tel Aviv. Des Weiteren plante er Kinos, Geschäfte und Apartmenthäuser in Tel Aviv, aber auch Fabrikanlagen wie die Autofabrik *Kaiser Ilin* in Aschkelon. Neben Aufträgen auf dem privaten Wohnhaussektor war der Hotelbau ein wichtiges Betätigungsfeld, darunter für die renommierte Hotelkette *DAN* in Tel Aviv, Jerusalem und Haifa. Darüber hinaus entwarf Fenchel auch Hotels in Ländern Afrikas, unter anderem eines in Abidjan (Elfenbeinküste), das auf einer Reihe von Briefmarken veröffentlicht wurde, sowie einen Palast für König Abdallah von Jordanien. Für seinen Entwurf der Französischen Bibliothek *Aschech* (1958) in der Dizengoff-Strasse in Tel Aviv erhielt er 1961 den *Rokach Prize for Architecture*.

„Mir scheint“, so schrieb sein Bruder Werner Fenchel im Oktober 1947 aus Dänemark,

„dass Du doch recht viel hast retten können. Du kannst doch Deine Fähigkeiten, wenn auch nicht voll, so doch weitgehend und mit Erfolg, ausnutzen.“¹⁰

Heinz Fenchel arbeitete in Palästina und dem späteren Staat Israel 50 Jahre lang als erfolgreicher

Architekt und Interieur-Designer. Seine Entwürfe und Ausstattungen für moderne Kaffeehäuser, elegante Wohnungseinrichtungen und luxuriöse Hotels erinnern zum Teil an die Filmdekorationen seiner frühen Jahre. Angesichts der in den 1930er und 1940er Jahren entstandenen *Bauhaus*-Architektur in Tel Aviv und landesweit entziehen sie sich jedem strengen funktionalistischen Diktat und stehen in ihrer stilistischen Vielfalt und ästhetischen Individualität singular. Einige von Fenchels Bauten fanden Eingang in Publikationen zur israelischen Architektur des 20. Jahrhunderts.¹¹ Man darf gespannt sein, dieses einzigartige und in seinem professionellen Spektrum bislang unbeachtet gebliebene baukünstlerische Œuvre eines Berliner Filmarchitekten und israelischen Interieur-Designers in Zukunft in einer umfassenden Monographie dokumentiert zu sehen. ■

1 Heinz Fenchel entwarf die Bauten für *Sonnenstrahl* gemeinsam mit dem österreichischen Theatermaler und Filmarchitekten Emil Stepanek (1895-1945).

2 Regie führte in dieser Version Paul Fejos gemeinsam mit René Sti.

3 Vgl. auch Dodds, John Wendell: *The several lives of Paul Fejos. A Hungarian-American Odyssey*, New York 1973.

4 Vgl. Schlör, Joachim: Heinz Fenchel. Ein Berliner Filmarchitekt in Tel Aviv, In: *Filmexil*, Nr. 11 [Palästina] 1998, S. 71-75; Loewy, Ronny: „Grandeur of the Interiors“. Max Ophüls und Heinz Fenchel, In: *Filmexil*, Nr. 15 (April 2002), S. 25f.

5 Weitere Filme mit Rotmil waren u.a.: *Schwarzwaldmädel* (D, 1929, Regie: Viktor Janson); *Phantome des Glücks* (D, 1930, Regie: Reinhold Schünzel); *Troika* (D, 1930, Regie: Vladimir Striĕvskij); *Die Csikosbaroness* (D, 1930, Regie: Jakob und Luise Fleck) und *Das alte Lied* (D, 1930, Regie: Erich Waschnek).

6 Vgl. Dittrich van Weringh, Kathinka: *Der niederländische Spielfilm der Dreissiger Jahre und die deutsche Filmemigration*, Amsterdam 1987, S. 38.

7 Vgl. Asper, Helmut G.: *Max Ophüls. Eine Biographie mit zahlreichen Dokumenten, Texten und Bildern*, Berlin 1998, S. 335.

8 Vgl. *Rotterdamsch Nieuwsblad* (7. November 1936), zitiert in Loewy [wie Anm. 4].

9 Auch in Deutschland hatte Fenchel einige private Wohnhäuser entworfen. Die Hintergründe dieser Planungen und ihre Klienten sind noch Forschungsdesiderat.

10 Brief von Werner Fenchel (Lund, DK) an Heinz Fenchel (Tel Aviv), 8. Oktober 1947, Archiv Liorah Federmann.

11 Vgl. Elhanani, Aba: *The Struggle for Independence. The Israeli Architecture in the Twentieth Century*, Jerusalem 1998; Efrat, Zvi: *The Israeli Project: Building and Architecture, 1948-1973*, Tel Aviv 2004.



Schalom!

Einen schönen
Sommer wünscht
allen LeserInnen der
Zeitschrift DAVID

Josef Eichinger
Bezirksvorsteher-Stv.
Wien-Währing

The King of Glass, Mirror, and Metal on Good Sets Der Filmarchitekt und Interieur Designer Heinz Fenchel (1906–1988)

 Ines SONDER

Es gibt eine Szene im Wiener Film *Sonnenstrahl* (A, 1933), wo an der Wand eines düsteren Treppenhauses neben einem Galgen und diversen Strichmännchen auch die Worte „Fenchel liebt Sophie“ zu lesen sind. Keiner der Protagonisten des Films, der in den Hauptrollen von Gustav Fröhlich (alias Hans Schmidt) und der französischen Schauspielerin Anabella (alias Anna Bergner) verkörpert wird, heißen „Fenchel“ oder „Sophie“. Dessen ungeachtet, der unbedarfte Zuschauer wird hierin eine Liebesbotschaft an der Wand eines von sozialer Not geprägten Wiener Mietshauses deuten, wie man sie auch andernorts und allenthalben lesen kann. Der Szenenausschnitt ist kurz und schnell vergessen, indes: beliebig war er nicht.

Es gibt auch eine Fotografie, die während der Dreharbeiten zu *Sonnenstrahl* entstand und die genau jenen Moment festhält, wo Paul Fejos (1897-1963), der begnadete ungarisch-amerikanische Regisseur des Streifens, ebendiese Zeilen „Fenchel liebt Sophie“ an die Wand des Treppenhauses schreibt. Die Fotografie ist signiert: „To Heinz, the king of glass, mirror, and metal on good sets. Paul Fejos“.

Es war, so können wir heute nur vermuten, offenbar ein spontaner Gag für die Filmkulisse, mit dem Paul Fejos seinen Kollegen, den deutsch-jüdischen Filmarchitekten Heinz Fenchel in einer kleinen Filmsequenz – und nicht nur im Abspann – namentlich verewigen wollte. Wer allerdings Sophie war, bleibt weiterhin im Dunkeln. Die Widmung auf der Fotografie selbst ist zweifellos eine der wenigen überlieferten Huldigungen eines Regisseurs an das künstlerische Schaffen eines Filmarchitekten, deren Wirken häufig, und leider zu Unrecht, in der Anonymität bleibt.¹

Der im Stil des poetischen Realismus gedrehte Film *Sonnenstrahl*, von dem es auch eine französische Version *Gardez le Sourire* (A/F 1933)² gibt, war der erste von insgesamt fünf Filmen, die Paul Fejos und Heinz Fenchel gemeinsam verwirklichten, gefolgt von *Frühlingsstimmen* (A 1933) mit der


Koloratursopranistin Adele Kern, sowie den drei dänischen Produktionen *Flugten fra Millionerne* (Flucht vor Millionen, DK 1934) mit Inga Arvad, *Fange Nr. 1* (Der Gefangene Nr. 1, DK 1935) mit Christian Arhoff und *Det gyldne Smil* (Das goldene Lächeln, DK 1935) mit Bodil Ipsen. Danach trennen sich ihre Wege: Paul Fejos brach zu Filmexpeditionen nach Madagaskar und Indonesien auf und ging 1941 zurück in die USA; Heinz Fenchel, der noch gemeinsam



**Heinz Fenchel (links) und Paul Fejos am Filmset von *Sonnenstrahl*.
Quelle: Archiv Federmann, Tel Aviv.
Mit freundlicher Genehmigung I. Sonder.**

mit Max Ophüls in den Niederlanden *Komodie om Geld* (Komödie ums Geld, NL 1936) realisierte, emigrierte Ende 1936 nach Palästina. Ob die Männer sich noch einmal begegnet sind, wissen wir nicht. Während mit der von Elisabeth Büttner herausgegebenen Publikation *Paul Fejos. Die Welt macht Film* (Filmarchiv Austria, 2004) eine neuere Forschungsarbeit zum filmhistorischen (weniger biographischen) Kontext von Fejos' Wirken vorliegt,³ ist das Leben und Werk des deutsch-jüdischen Filmarchitekten Heinz Fenchel noch Desiderat.⁴ Sein ausserordentliches Œuvre – Fenchel hat nach seiner Emigration nach Palästina vor allem als Interieur Designer und Architekt gewirkt –, das sich im Nachlass seiner Tochter Liorah Federmann in Tel Aviv erhalten hat, wird derzeit in einem deutsch-israelischen Kooperationsprojekt bearbeitet.

Heinz Fenchel wurde am 11. September 1906 in Berlin als Aron Heinz Fenchel in eine assimilierte deutsch-jüdische Familie geboren (in Palästina

 Karl PFEIFER

Am 11. und 25. April 2010 fanden die Wahlen zum ungarischen Parlament statt, die mit einem eindeutigen Sieg des „national-konservativen“ Fidesz und dem Einzug der antisemitischen Jobbik ins Parlament endeten.

Diesen Wahlausgang haben die Ungarn erwartet, es ist alles so gekommen, wie es verschiedene Publizisten während des Wahlkampfs vorausgesagt hatten. Im Jahr 2010 werden in Ungarn nicht nur jüdische Friedhöfe geschändet, sondern auch Gedenktafeln, die an die jüdischen Opfer des Holocaust erinnern. Juden, die heuer nicht weit vom Tempel in der Budapester Dohánystrasse in der Wohnung eines Rabbiners Seder feierten, wurden durch Steinwürfe gestört und Polizisten gaben Juden den „guten“ Rat, in der Stadt keine Kippa zu tragen. Es herrscht wieder einmal Angst in Ungarn: Der Direktor einer Fachschule im Budapester Bezirk Zugló bekam antisemitische Drohbriefe, weil er einen seiner Schüler aufforderte, in der Schule keine nationalistischen Symbole zu verwenden. Auf einer neonazistischen Website steht über diesen Direktor, „es sei allgemein bekannt, dass er Jude ist und noch stolz darauf“. Ausserdem veröffentlicht sie sein Foto, seine Telefonnummer und seine e-mail Adresse. Damit nicht genug, wird dort auch gedroht:

„Wenn jemand seine Wohnadresse wüsste und uns dies mitteilen würde, dann könnte er von ein paar Menschen besucht werden, die ihm erklären könnten, welche Konsequenzen es haben wird, wenn er so weitermacht“.

Am 18. Januar 2010 schrieb Erzsébet Scipiades in der Budapester Tageszeitung *Népszava* unter dem Titel „Ungarn 2010: Sind die Lehrer machtlos?“ über eine Jugendvorstellung des Kolibri-Theaters, die ein zeitgeschichtliches Thema behandelt. Eine anonym bleiben wollende Lehrerin berichtete nach der Vorstellung:

„In unserer Schule bereitet man eine Liste jüdischer Schüler vor und die Jugendlichen sammeln Unterschriften, damit die jüdischen Kinder die Schule verlassen. Oder sie sagen einem Lehrer, von dem ich nicht wusste, dass er Jude ist, was sucht der hier, er soll nach Israel gehen“.

In einem Land, in dem die Justiz noch die wildeste Hetze als „Meinungsfreiheit“ gelten lässt, kann all das nicht überraschen. Eher hat es überrascht, dass das

ungarische Parlament kurz vor seiner Auflösung ein Gesetz erlassen hat, um die Leugnung des Holocaust zu bestrafen. Dabei enthielt sich *Fidesz* der Stimme, *Jobbik* hingegen lehnte das Gesetz mit dem bekannten neonazistischen Argument ab, ein historisches Ereignis könne nicht „zum Dogma erhoben werden“. Die junge Generation in Ungarn weiss – mit wenigen Ausnahmen – nur wenig, beziehungsweise gar nichts über die Tragödie des ungarischen Holocaust. Denn die ungarische Gesellschaft nimmt meist nur Zerrbilder zur Kenntnis, und in den

Schulen gibt es viele Geschichtelehrer, die mit *Jobbik* sympathisieren. Von 176 *Jobbik* - Kandidaten fürs Parlament waren 15 Studenten oder Lehrer der Geschichte. Nachdem *Jobbik* bei den Wahlen zum Europa-Parlament im Juni 2009 fast 15 Prozent der Stimmen gewonnen hatte, kam es zu einer Annäherung zwischen *Fidesz* und *Jobbik*. Schliesslich ging es darum, den möglichen Koalitionspartner *Jobbik* zu legitimieren. Der *Fidesz* nahe stehende Journalist Zsolt Bayer übernahm die Rolle, zwischen den beiden Parteien Verbindungen herzustellen und veröffentlichte krude antisemitische Artikel in der rechtskonservativen Tageszeitung *Magyar Hírlap*. Bayer, dessen Stil sich durch vulgäres Schimpfen auszeichnet, hatte seine Karriere als linksliberaler Journalist begonnen und wanderte von Zeitung zu Zeitung, bis er bei der Budapester Tageszeitung *Magyar Hírlap* – die gelegentlich antisemitische Texte bringt – landete. *Jobbik* aber konnte mit antisemitischer Propaganda die *fidesz*-



Am Titelblatt der *Jobbik*-Wochenzeitung „Barikád“ prangt das Bild der Statue des Heiligen Gellért, der anstatt des Kreuzes eine Menora in der Hand hält. Der Text: „Das erwachende Budapest. Wollt ihr das?“ Mit freundlicher Genehmigung K. Pfeifer.

nahen Medien übertrumpfen. Ein Beispiel von vielen: Die *Jobbik*-Zeitschrift *Barikád* titelte mit einem Bild der Budapester Statue des katholischen Heiligen Gellért und ersetzte das Kreuz durch eine Menora, um die Budapester zu fragen, ob sie das wünschten. Doch während der Wahlkampagne 2010 musste *Fidesz* befürchten, ein Teil seiner Wähler würde zu *Jobbik* abwandern. Politiker und Journalisten, die dem *Fidesz* nahe stehen, wandten sich deswegen immer mehr gegen *Jobbik*, manchmal auch mit Angriffen unter der Gürtellinie. In dieser Auseinandersetzung gab Zsolt Bayer zu, *Fidesz* fördere die Karrieren des Anführers der *Jobbik*, Gábor Vona, sowie von Krisztina Morvai, der Vertreterin von *Jobbik* im Europa-Parlament, tatkräftig. Krisztina

 Wolfgang BENZ

Eugenio Maria Giuseppe Giovanni Pacelli war Spross einer Patrizierfamilie aus Viterbo, sein Vater war Doyen der Konsistorialadvokaten der Kurie, auch der Grossvater war Jurist im Dienste des Vatikans gewesen. Vor der Priesterweihe 1899 studierte Pacelli an der Gregoriana und promovierte 1901 zum Dr. theol. und Dr. ur. utr. Seine Karriere als Spezialist für Staatskirchenrecht und ab 1914 in der Kongregation für Ausserordentliche Angelegenheiten des Vatikans führte ihn 1917 als Nuntius nach München. Zur gleichen Zeit hatte er die Weihe zum Bischof erhalten. Von 1909 bis 1914 war er auch Professor für Kirchliche Diplomatie an der Päpstlichen Diplomatenakademie gewesen.

Der rhetorisch begabte und in mehreren Sprachen gewandte Pacelli hatte den Auftrag, ein Konkordat mit dem Königreich Bayern vorzubereiten und die päpstliche Friedenspolitik im Ersten Weltkrieg zu vermitteln. 1920 wurde Pacelli zugleich bei der Reichsregierung akkreditiert, führte nun den Titel *Apostolischer Nuntius in Deutschland*, blieb aber bis zum Abschluss des Konkordats mit Bayern in München, ehe er 1925 nach Berlin übersiedelte. Im Dezember 1929 zum Kardinal erhoben, wurde Pacelli im Februar 1930 Kardinal-Staatssekretär und damit Chef der Regierungsbehörde des Vatikans. Am Abschluss des Konkordats mit dem *Deutschen Reich* 1933 war er, wie auch an den Konkordaten mit Preussen (1929) und Baden (1932) massgeblich beteiligt. Papst Pius XI. (1857—1939) bereitete Pacelli systematisch auf seine Nachfolge vor, die dieser nach nur eintägigem Konklave am 2.3.1939 antrat.

Schon als Kardinalstaatssekretär hatte Pacelli zu den 1938 erlassenen Rassegesetzen im faschistische Italien geschwiegen. Interesse erregte allenfalls die Frage des Verbots von Mischehen, wobei der Vatikan vergeblich versuchte, in diplomatischen Verhandlungen mit der Regierung Mussolinis die rassistischen Kriterien durch konfessionelle zu ersetzen. Zum Papst gewählt, vermied Pius XII. jedweden Kommentar zur sukzessiven Verschärfung der antijüdischen Verfolgung im faschistischen Italien von 1939 bis 1943. Sein Interesse richtete sich lediglich auf die Unterstützung konvertierter Juden.

Auch angesichts der Judenverfolgung im nationalsozialistischen Deutschland verzichtete Pius XII. auf deutliche Proteste. Eine päpstliche *Enzyklika*, die sein Vorgänger Pius XI. ab Juni 1938 vorbereiten liess, die unter dem Titel *Humani generis unitatis*

(Über die Einheit des Menschengeschlechtes) das christliche Fanal gegen nationalsozialistischen Rassenwahn hätte werden sollen, verschwand in den Archiven. Verfasser des Entwurfes war der amerikanische Jesuit John LaFarge, der Text lag im Herbst 1938, noch vor den *Novemberpogromen*, im Vatikan vor. Zum Thema Juden und Antisemitismus enthielt die Enzyklika folgende Passage:

„Ist die Verfolgung einmal in Gang gekommen, dann werden Millionen von Menschen auf dem Boden ihres eigenen Vaterlandes der elementarsten Bürgerrechte und –privilegien beraubt, man verweigert ihnen den Schutz des Gesetzes gegen Gewalt und Diebstahl, Beleidigung und Schmach harren ihrer, man geht sogar so weit, das Brandmal des Verbrechers Personen aufzudrücken, die das Gesetz ihres Landes bis dahin peinlich genau befolgt haben. Sogar jene, die tapfer für das Vaterland gekämpft haben, werden wie Verräter behandelt; die Kinder derer, die auf dem Schlachtfeld gefallen sind, werden aufgrund der alleinigen Tatsache, wer ihre Eltern sind, für ausserhalb des Gesetzes stehend erklärt.“

Pius XII. hielt nicht nur diese deutlichen Worte seines Vorgängers unter Verschluss. Er fühlte sich mit Deutschland verbunden, und dies, obwohl er den Nationalsozialismus ablehnte und seine Wahl auch von der NS-Regierung skeptisch aufgenommen worden war. Pius XII. übte sich, aus Gründen politischer Diplomatie, in Zurückhaltung gegenüber dem NS-Regime; er rechtfertigte sein Verhalten damit, dass starker Protest nur als Provokation empfunden und das Schicksal der Verfolgten allenfalls verschlimmern würde. Diese Haltung behielt Pius XII. auch bei, als ihm der Wiener Kardinal Theodor Innitzer Anfang 1941 über die Deportationen von Juden berichtete, und als er im folgenden Jahr von der Ermordung der deportierten Juden Kenntnis erlangte. In seiner Weihnachtsbotschaft 1942 sprach Pius XII. von

„den Hunderttausenden, die persönlich schuldlos bisweilen nur um ihrer Volkszugehörigkeit oder Abstammung willen dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Verelendung preisgegeben sind.“

Deutlicher wurde er nie, und auch in dieser Ansprache vermied er es, von Juden zu sprechen. Der Papst glaubte, wie er dem Vertreter der USA beim Vatikan versicherte, er habe sich damit klar genug über die nationalsozialistischen Verbrechen auch an den Juden geäussert. In Deutschland ist die Botschaft aber nicht vernommen und verstanden worden.



Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs einen schönen und erholsamen Sommer.

Josef Pröll
Finanzminister



Der Sommer ist da, und ich möchte allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ganzem Herzen eine schöne Zeit und gute Erholung wünschen.

Karlheinz Kopf
ÖVP-Klubobmann

Wo immer Sie sich in den Sommermonaten aufhalten mögen – Friede, Dialog, Toleranz und Verständnis sind überall auf der Welt wichtig und notwendig. Und das werden wir alle nie aus den Augen verlieren!

Schönen Sommer!

Nationalisten im Libanon. Damals verliessen praktisch alle Juden den Libanon, viele von ihnen gingen nach Südamerika – Brasilien, Argentinien -, aber auch nach Südafrika, oder einfach nach Paris. Die Genfer Familien sind heute also sehr stark international vernetzt.

DAVID: *Haben sich die libanesischen Juden in die bestehende Genfer jüdische Gemeinde integriert?*

Reiss: Sie gehören der Einheitsgemeinde an, welche die üblichen Dienstleistungen, wie Schule und Friedhof, allen Mitgliedern offeriert. Sie haben jedoch ihre eigene sefardische Synagoge mit syro-libanesischer Ausrichtung gegründet. Später sollte dann auch noch eine zweite sefardische Synagoge gegründet werden, und zwar im ehemaligen Postgebäude *Dumas*, einem Mehrzweckgebäude. Daneben gibt es auch noch eine sehr aktive Chabad-Gemeinde, die in einem Bürokomplex untergebracht ist.

DAVID: *Gab es also noch andere Zuwanderungsströme?*

Reiss: Genf ist aufgrund der stark vertretenen romanischen Sprachen immer ein Anziehungspunkt gewesen. In den 1970er Jahren wanderten zusätzlich etwa 200 vor allem begüterte türkisch-jüdische Familien hierher zu. Davor, in den 1960er Jahren kamen einige wenige ungarische, dann auch tschechische Familien. Interessanterweise hielten sich um 1910 einige russische Studenten in Genf auf, deshalb gibt es heute hier auch einige Familien russischen Ursprungs. Insgesamt ist Genf für mich ein ganz typischer Spiegel der Diaspora: aus jeder Himmelsrichtung, selbst aus Libyen und dem Jemen kamen mindestens zwei, drei Familien hierher.

DAVID: *Ist Antisemitismus in den jüdischen Gemeinden Genfs ein Thema? In der Stadt sind ja viele internationale Organisationen ansässig, viele von ihnen vertreten eine deutlich antizionistische Stossrichtung.*

Reiss: Im Jahr 2007 ist die erste sefardische Synagoge einem Brandschlag teilweise zum Opfer gefallen, der bis heute unaufgeklärt geblieben ist. Die Situation in der Stadt ist immer stark von jener in Frankreich beeinflusst. Viele Schweizer, auch politische Parteien unterstützen im israelisch-palästinensischen Konflikt die Palästinenser. In diesem Kontext sieht man dann viele Schmierereien mit Beschimpfungen gegen Juden an den Wänden, in der Nähe jüdischer Gebäude. Meiner Meinung nach bewegen wir uns ständig am Rande von Übergriffen. Ähnlich wie in Paris in grossem, geschehen hier solche Dinge eben in kleinerem Rahmen.

DAVID: *Wie würden Sie Ihre eigene Position in diesem Kaleidoskop unterschiedlichster Ausrichtungen definieren?*

Reiss: Schauen Sie, ich bin voll integriert. Zusätzlich ging ich auch noch in eine Talmud-Schule. Ich spreche sechs Sprachen, darunter neben den drei grossen Sprachen der Schweiz Englisch und Jid-

disch, genauer: Ostjiddisch. Das Westjiddische, wie man es in den alten Schweizer Judengemeinden des Surbtales, in Endingen-Lengnau gesprochen hatte, ist ja heute praktisch ausgestorben. Der Weg meiner Familie – vom Grossvater, in dessen Lebenszentrum noch Arbeiten, Beten und der Talmud standen, bis hin zu mir, der ich den Sprung vom aschkenasischen zum sefardischen Umfeld gemacht habe, stellt für Genf wirklich eine Ausnahme dar. Wie heisst es schliesslich: „Mit der Heirat unterwirft sich der Mann der Frau.“

DAVID: *Herr Reiss, vielen Dank für das interessante Gespräch und Alles Gute! ■*

Veröffentlichungen:

Roger Reiss: Nicht immer leicht, a Jid zu sein - Geschichten aus dem Jüdischen Genf. Zürich: Chronos Verlag 2010.

176 Seiten, Euro 18,00.-

ISBN: 978-3-0340-1003-0

Roger Reiss: Leon und Lucie. Erinnerungen an das Zürcher Schtetl. Zürich: Orell Füssli Verlag 2008.

128 Seiten, Euro 26,50.-

ISBN: 978-3-280-06104-6

Roger Reiss: Fischel und Chaye. Szenen aus dem Zürcher Stetl. Berlin: Philo Litera Verlag 2. Aufl. 2005.

156 Seiten, Euro 18,00.-

ISBN: 978-3-86572-349-9

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker

1160 Wien, Wattgasse 9-11

e-mail: rudolf.mayer1@chello.at

Tel.: 485 57 22, Fax: 4850 33 69

- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

*wünscht allen Kunden, Verwandten,
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommerurlaub!*

*Einen schönen Sommer
wünscht*



**Univ.-Doz. Dr. Ronald
J Pohoryles,
Europasprecher des
Liberalen Forums**



Mein jüdisches Genf Der Schweizer Autor Roger Reiss im Gespräch

 Tina WALZER

DAVID: Herr Reiss, Sie leben in Genf, aber Ihre familiären Beziehungen reichen zurück nach Wien?

Reiss: Meine Eltern, Leon und Lucie Reiss, hatten eine spezielle Beziehung zu Wien. Meine Mutter wurde in Wien geboren, mein Vater in Galizien, in Tarnopol (heute Ternopil, Ukraine), er wuchs in Zürich auf und kam auf Brautschau nach Wien. Es war ein Schidduch, in moderner Form – so lernten sich meine Eltern in den 1930er Jahren an einem jüdischen Ball in Wien kennen und blieben zunächst auch in dieser Stadt. *Stupp & Reiss* war ein Textilwarengeschäft, in der Wiener Börsegasse 7, das die Familie betrieb. Alles ging soweit gut, bis eine Gruppe österreichischer Faschisten, im Frühjahr 1933, ins Geschäft kam und braunen Stoff orderte. Am nächsten Tag waren die Reiss weg. Die Bestellung war noch aufgenommen worden, es folgte die augenblickliche Flucht aus Wien. Lucie ging nach Zürich, dort wurde dann Verlobung gefeiert. Es gelang ihr sogar, ihre Schwester und ihre Eltern nachzuholen, die dann über Kuba nach Amerika auswanderten. Das ist also sozusagen eine glückliche Shoah-Geschichte - andere Familienmitglieder sind frühzeitig nach Palästina ausgewandert.



Blick von der Altstadt Genfs über die Reformationsmauer hinweg, erste Frühlingsboten 2010. Foto: David Rosebaum-Katzman, mit freundlicher Genehmigung R. Reiss.

DAVID: Wie waren die Lebensbedingungen für Juden in der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges und unmittelbar danach aus Ihrer Erfahrung?

Reiss: Mein Grossvater Fischel und mein Vater Leon sorgten in Zürich persönlich für viele Flüchtlinge und verhalfen ihnen zu einer neuen Bleibe, doch nur wenige liessen sich langfristig in der Schweiz nieder. Aus dieser Zeit stammen viele Bekanntschaften;

daneben habe ich viele Freunde, die ich später kennen gelernt habe und die mir ihre Kriegsgeschichten erzählt haben. In dieser Beziehung ist die Schweiz ein kriegsversehrtes Land. Trotzdem, die Shoah scheint hier spurlos vorüber gegangen zu sein! Alle Synagogen aus der älteren Zeit, vor dem Zweiten Weltkrieg, so jene in der Löwenstrasse und vor allem in der Freigutstrasse, wo ich meine Kindheit verbracht habe, sind noch da. In der Schweiz besteht noch alles, was in Deutschland, in Österreich unter dem Nationalsozialismus unwiederbringlich zerstört worden ist – Gebäude, Familien, gesellschaftliche Strukturen. Nehmen Sie beispielsweise die Gebetbücher, die heute noch in der grossen Genfer Synagoge in Verwendung stehen: Es sind jene von Rödel aus Frankfurt bzw. Worms, alte Bücher, wie sie sonst im Grossteil Europas verbrannt worden sind und längst nicht mehr existieren. In der *Beth-Yaakov-Synagoge* wird immer noch nach diesem aschkenasischen Ritus gebetet.


DAVID: Die grosse Genfer Synagoge, die *Beth-Yaakov-Synagoge*, beherbergt also eine aschkenasische Gemeinde?

Reiss: Der Chazan, Herr Jacob Toledano, kommt aus Marokko, die meisten Juden in Genf sind heute Sefarden und geben den Ton an. Aber in den Anfängen der Genfer Gemeinde waren es Juden aus dem Elsass, die sich ansiedelten und selbstverständlich eine aschkenasische Gemeinde gründeten. Ihre *Grande Synagogue*, heute unter Heimatschutz, wurde später unter Mithilfe des Staates und des Bankiers Edmond Safras umgebaut. Nach dessen Ableben wurde die Synagoge nach Safras Vater in *Beth-Yaakov-Synagoge* umbenannt.

DAVID: Genf gilt als Hochburg des Calvinismus, spüren Sie als Jude etwas vom calvinistisch geprägten Geist der Stadt?

Reiss: Vor allem in der Altstadt bemerke ich das, diese ist ja sehr klein, seit dem Mittelalter von einer 10, 15 Meter hohen Mauer umgeben. Mitten drin thront die Kathedrale, sie überragt ganz Genf. Die Stadt war über Jahrhunderte rein reformiert. Erst 1849 erhielten die ausgeschlossenen Religionen überhaupt das Recht, G'ttshäuser zu errichten - Katholiken, aber auch Juden: Kirchen ohne Türme, Synagogen auf dem freien Feld, im Brachland. Auch der russisch-orthodoxen Glaubensgemeinschaft wurde gestattet, einen Kirchenbau zu errichten. Es war das Werk eines Genfer Magistratsbeamten, dass es diesen drei Religionsgruppen, und zwar nur ihnen, gestattet wurde, G'ttshäuser in Genf zu

Spontane Empörung – in Rekordzeit Reaktionen auf die Tragödie vor der Küste von Gaza

 Ernst SMOLE

Kaum waren die ersten Kurzberichte über die Tragödie vor der Küste von Gaza eingetroffen, hagelte es bereits internationale Proteste. Noch waren keine Details bekannt, doch sofort wusste man, wer die Schuldigen waren: Die Juden! Es ging völlig unter, dass die restlichen Schiffe ohne Zwischenfälle geentert worden waren, ein Indiz dafür, dass Israel bei dieser heiklen, aber verständlichen Mission durchaus mit Bedacht vorgegangen ist. Warum liessen die „Friedensaktivisten“ keine Kontrolle ihrer Ladung in einem israelischen Hafen zu? Haben die mitfahrenden Prominenten tatsächlich bis ins unterste Ladendeck kontrolliert, ob nicht doch Waffen an Bord waren? Hätte Israel den Tross ohne Kontrolle der Ladung in Gaza an Land gehen lassen sollen, um sich dann von dort, mit frisch importierten Waffen verstärkt, beschliessen zu lassen? Überflüssig und zynisch sind die Hinweise, das Ansehen Israels in der Welt habe sich nun weiter verschlechtert. Dieselbe Reaktion war auch beim Bau der Mauer im *Westjordanland* zu vernehmen – seither aber gibt es keine Selbstmordattentäter mehr, die Mauer hat hunderte Menschenleben gerettet. Israel kann – wie jeder bedrohte Staat auf dieser Erde – nicht auf sein internationales Ansehen schielen, wenn es um die Sicherheit seiner Bürger geht. Wann immer Juden abgewartet, anderen vertraut haben, haben sie dies mit dem Leben bezahlt. Israel hat aus der Geschichte von Vertreibung, Verfolgung und Tod die aus seiner Sicht richtigen, traurigen Schlüsse gezogen. Die palästinensische Tragödie ist längst eine zwischen islamistischen Extremisten und gemässigten Palästinensern. Israel versteht sich als Ordnungsmacht. Im *Westjordanland*, wo Israel militärisch präsent ist, geht es um ein Vielfaches friedlicher zu als im *Gazastreifen*, in dem die Palästinenser unter sich sind. Israels Militär wird aber als Besatzungs-, und nicht als Ordnungsmacht wahrgenommen. Daher scheint die einzige Lösung zu sein, dass Israels Militär einer internationalen Schutztruppe weicht, die im *Westjordanland* und im *Gazastreifen* dafür sorgt, dass sich die Palästinenser – sie sind das zur Zeit wohl bemitleidenswerteste Volk im gesamten Nahen Osten – nicht weiterhin gegenseitig massakrieren. Diese Ordnungstruppe sollte – dem Verursacherprinzip folgend – aus Europa kommen. Dies würde Israel vermutlich auch akzeptieren, falls der Aufbau von Vertrauen gelänge. Der Antisemitismus ist eine europäisch-christliche Erfindung. Er setzte ein, als die ersten Kreuzfahrer, zum Üben des kommenden Mohammedaner-Totschlagens, sich die Juden des Rheinlandes aussuchten. Über die Inquisition, die Jahrhunderte lang wiederkehrenden Pogrome in Osteuropa, die tausenden Opfer verschiedener bizarrer Verschwörungslegenden setzte er sich fort und fand im Holocaust seine furchtbarste Ausprägung. Ohne den europäischen Antisemitismus wäre Israel in seiner jetzigen Form niemals entstanden. Israel hätte Frieden bringen sollen – eingetreten

ist das Gegenteil. Es ist eine moralische Pflicht der Europäer, alles zu versuchen, um im Nahen Osten eine zumindest einigermaßen friedliche Koexistenz zu sichern. Einfach wird dies keinesfalls. Völlig fehl am Platz sind jedoch einseitige Schuldzuweisungen, wie sie jetzt erhoben werden. ■

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

ACHTUNG NEUE ADRESSE!!!

DAVID - Jüdischer Kulturverein:

A-2490 Ebenfurth, **Hofgrabengasse 1/1,**

Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45

Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK

Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111

IBAN: AT05201131005151078

SWIFT-Code: GIBAAATWW

RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000

IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RNLNATWW

Deutschland: HYPO Vereinsbank

Konto: 5349214, BLZ: 70020270

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin.

Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray,

Michael Friedmann,

Mag. Gustav C. Gressel, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Mag. Tina Walzer.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,

Dr. Gabriele Anderl,

a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz,

Mag. Dr. Susanne Swantje Falk, Dr. Alfred Gerstl,

M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist, Dr. Michael Halévy,

Mag. Dr. Arnold H. Kammel, Prof. Dr. Josef Kern,

DI Isabella Marboe, Ing. Turgut Mermertas,

Dr. Thomas Pankratz, Mag. Silvia Perfler,

Dr. Ilse Prokop, Dr. Charles E. Ritterband,

Mag. Marianne Sallinger, Dr. Ines Sonder,

Dr. Claus Stephani, HR Dr. Christoph Tepperberg,

Naomi Felice Wonnenberg,

Halina Irena Zajac, ADir Gerhard Zirbs.

EDV-Koordination, Design und

grafische Gestaltung:

Ing. Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH

A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Klampfer-Str 347,

Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Manuskripte zu kürzen bzw. geringfügig zu ändern.

Beiträge von Gastautoren müssen nicht die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Die Beth - Yaakov - Synagoge in Genf



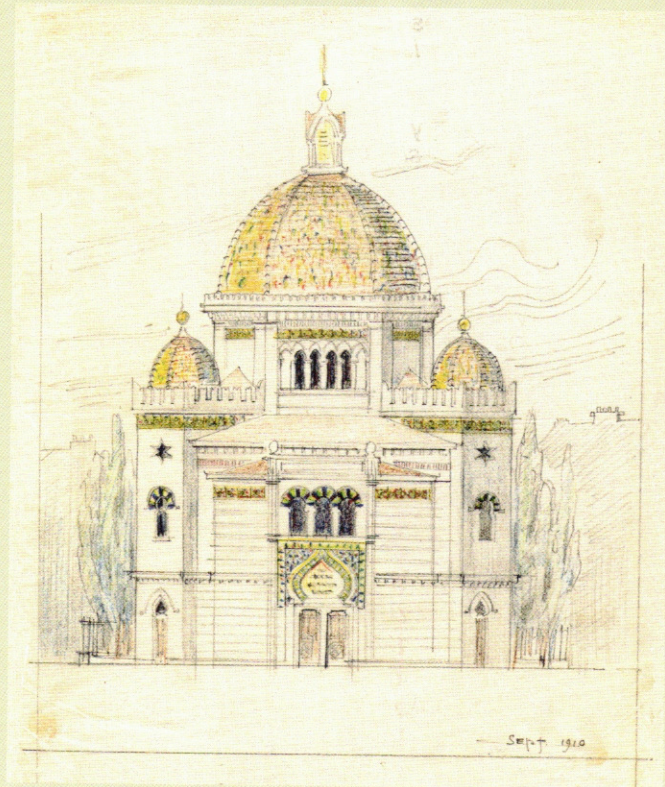
Tina WALZER

Seit 1780 siedelten sich in Carouge (heute ein Stadtteil von Genf) vermehrt Juden aus dem Elsass an. Nachdem die jüdische Gemeinde von Genf, die *Communauté israélite établie dans le canton de Genève*, 1853 die Erlaubnis erhalten hatte, in der Stadt ein G'tteshaus zu erbauen, wurde der prominente Architekt Jean-Henri Bachofen (1821–1889) mit der Planung beauftragt. Die Innendekoration besorgte der Genfer Tapissier-Maler Jean-Jacques Dériaz (1814–1890), eine Orgel zählte von Anbeginn an zur fixen Ausstattung der *Grande Synagogue*. Das Gebäude im maurisch-byzantinischen Stil, ein zentraler Kuppelbau mit vier gleich grossen Seitenschiffen und vier Türmchen, folgt architektonisch der Tradition des zeitgenössischen deutschen Synagogenbaues und wurde am 1. Juli 1859 eingeweiht. Die Worte des damaligen Genfer Rabbiners Joseph Wertheimer (1833–1908) finden sich über dem Eingang in Stein gemeisselt: „Ma maison sera appelée une maison de prières pour toutes les nations.“ („Mein Haus wird ein Haus des Gebetes für alle Nationen genannt werden.“) Die Synagoge stand zunächst frei und ohne umgebende Gebäude inmitten von Brachland; der danach rund herum entstandene Platz wurde 1944 neu gestaltet. Die letzte umfassende Sanierung des Gebäudes fand 1995 statt.

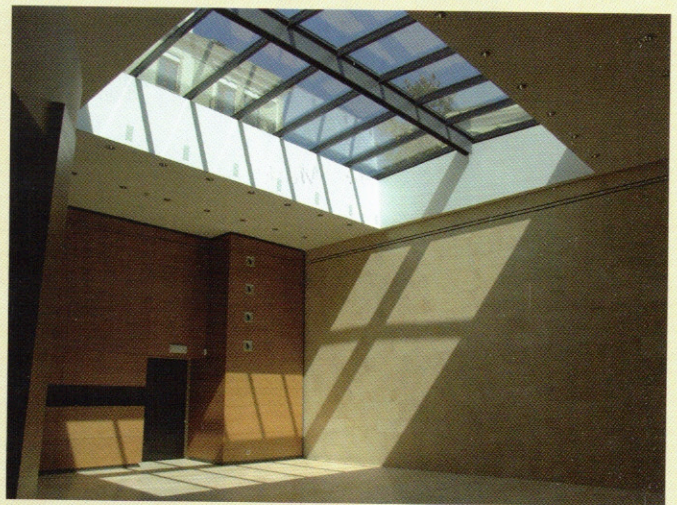
Neben der *Beth-Yaakov*-Synagoge, dem G'tteshaus der aschkenasischen Gemeinde, gibt es heute weitere 5 Synagogen in Genf: eine sefardische, eine Reformsynagoge, jene der Chabad-Gemeinde, eine orthodoxe Synagoge, sowie jene der liberalen israelitischen Gemeinde Genf, *GIL*: eingeweiht im März 2010, stellt diese den ersten Synagogen-Neubau in der Schweiz seit 50 Jahren dar. ■



Blick in den Innenraum der Beth-Yaakov-Synagoge. Foto: Jean Plançon, mit freundlicher Genehmigung R. Reiss.



Farbstudie der Hauptfassade der Synagoge von Genf, Architekten Frédéric de Morsier und Charles Weibel, 1910. Acm - EPFL Fonds Frédéric de Morsier Charles Weibel, dossier 164.04.032, Peçon 1998. Aus: Ron Epstein: *Die Synagogen der Schweiz. Bauten zwischen Emanzipation, Assimilation und Akkulturation*. Zürich: Chronos Verlag 2008, mit freundlicher Genehmigung des Verlages.



Seit 2009 können die Genfer Juden in bester Lage, mitten im Geschäftsviertel, in einer der modernsten Sukkoth Europas unter offenem Himmel das Laubhüttenfest feiern. Foto zur Verfügung gestellt von Jean-Luc Chênes, GA Groupement d'Architectes SA, mit freundlicher Genehmigung R. Reiss.

Zum Titelbild: Die *Beth-Yaakov-Synagoge* in Genf, Aussenansicht, Foto mit einer 8 mm Fischauglinse. Aus: Roger Reiss: *Nicht immer leicht, a Jid zu sein - Geschichten aus dem Jüdischen Genf*. Zürich: Chronos Verlag 2010. Foto: R. Reiss.